aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Obdachlos

Wenn die Strasse zum Zuhause wird

Liebe Leserin, lieber Leser,

Editorialtex tkjsd feuh aksjdhfeiluhf askljdfliuaeh flsadjhfa

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Mystik. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 6**

Schweiz

Aufgefallen 5
Xxxxxxxxxx

Rubriktitel 6
Titel

Rubriktitel 10
Titel

Pro und Contra 12
Titel

In Bewegung 13
Text

Gastkolumne 13
Text

Hand-und-Herz-Gespräch 14
Xxxxxxxxxx

Rubriktitel 58
Titel

Porträt 57
Xxxxxxxxxx

Wolf Südbeck-Baur

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

TITELBILD: XXXXXXX

FOTOS: MATTHIAS SCHMIDT,, CHRISTIAN LIRECH; WOLF SÜDBECK-BAUR; XXX

Obdachlos. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 10**

Teaser Titel. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 14**

Teaser Titel. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite XX**

Politik & Gesellschaft

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Religion & Kirchen

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Leben & Kultur

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Immer

Betrachtung 4

Personen und Konflikte 16

Bücher XX

fairNetz 57

Kaleidoskop der Religionen 57

Ikonen der Geschichte 60

Agenda 62

Briefe 62

Impressum 63

Vorsicht Satire 64

FOTO: THALA LINDER

Zwischen Himmel und Erde

Fast schön wirken sie,
die Kühltürme in der Landschaft,
als hätten sie die hübschen Wolken an den Himmel gepustet,
nichts weist auf den Tod, der hinter Beton lauert.

Noch bei so manchem,
was uns schön und hübsch erscheint,
was das Leben angenehmer macht,
lauert überflüssiger Tod.
Ohne

wäre die Erde dem Himmel näher.

Thala Linder, Pfarrerin

Gemeinsam für mehr Ökostrom

Immer mehr Energiegenossenschaften engagieren sich für die Energiewende. Ein sinnvoller, aber noch etwas steiniger Weg

FOTO: FRANZISKA SCHÖNBORN

Die Photovoltaikanlage auf der Turnhalle in Luzern wurde im Rahmen eines Jugendsolarprojekts mit Schülern der Kantonsschule Musegg realisiert

Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht über den Klimawandel geredet wird. Fliegen? Eine Sünde! Fleisch essen und Autofahren sowieso. Klimaaktivisten mahnen zu einem Lebensstil mit weniger CO_2-Ausstoss. Nebst der Mobilität und dem Essverhalten zählt dazu auch der Stromverbrauch. Gemeinsam in nachhaltige Energieanlagen zu investieren, das ist die Idee von Energiegenossenschaften. Meist handelt es sich dabei um den Bau und Betrieb von Photovoltaikanlagen, aber auch Wind- oder Biogasanlagen kommen zum Einsatz. In der Schweiz gibt es in fast allen Regionen solche Genossenschaften. So etwa die 2017 gegründete *Energiegenossenschaft Luzern* EGL, deren Ziel es ist, der breiten Bevölkerung die Möglichkeit zu bieten, mit einem Genossenschaftsanteil die Energiewende aktiv mitzugestalten. Aktuell liegt der Mitgliederbestand bei über 70 Genossenschaftern. Die erste Photovoltaikanlage nahm im Juni 2018 auf einer Turnhalle in Luzern ihren Betrieb auf. »Wir haben den Aufbau mit einem Jugendsolarprojekt verbunden, bei dem die Schüler der Kantonsschule Musegg mitgeholfen haben«, berichtet Christian Frank, Präsident der EGL. Finanzielle Unterstützung erhielten sie von der Stadt Luzern und der *Albert Köchlin Stiftung*, eine wichtige Adresse in der Zentralschweiz für die Förderung von Energiegenossenschaften. »Wir haben eine gute Lösung gefunden und dabei alle unsere Ziele erreicht: zu informieren, Junge mitarbeiten zu lassen und Kilowattstunden zu produzieren.« Ein Jahr später folgte die zweite Anlage auf einem Schulhausdach in Udligenswil, welche die Schule mit Strom versorgt. Ideen für weitere Projekte sind genügend vorhanden, eine davon soll mit Stockwerkeigentümern realisiert werden. »Da erfahrungsgemäss nicht alle Eigentümer investieren wollen, mieten wir das Dach, bauen und betreiben die Anlage. Wer will, kann in die Genossenschaft investieren«, so Frank, der als Umwelt- und Energieberater bei der Stadt Luzern arbeitet und sich wie die anderen fünf Mitarbeiter ehrenamtlich für die EGL engagiert. »Ich möchte den Leuten nicht nur Empfehlungen geben, wie sie einen Beitrag zur Energiewende leisten können, sondern auch selbst etwas unternehmen. Mit unserer Genossenschaft ermöglichen wir Anlagen dort, wo sie sonst nicht zustande kämen.« Dafür gibt es auf bestehenden Dächern etliche Möglichkeiten. Für Neubauten kennt der Kanton Luzern seit der Einführung des kantonalen Energiegesetzes Anfang 2019 die Pflicht zur Eigenstromerzeugung.

» Photovoltaik-Anlagen sind dann interessant, wenn ein grosser Anteil der produzierten Energie vor Ort selber verbraucht werden kann

Christian Frank

Eine lange Tradition

Das Schweizer Stimmvolk sprach sich mit der Zustimmung zum nationalen Energiegesetz im Mai 2017 klar für die Energiewende aus. Die Inkraftsetzung des Gesetzes für eine nachhaltige Energieversorgung befeuerte die Idee der Genossenschaften, welche notabene keineswegs neu ist. Laut einer Studie der *Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft* WSL gab es bereits drei Gründungswellen, wovon die erste zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eine weitere zwischen 1980 und 1999 und eine dritte ab dem Jahr 2000 erfolgte. In die zweite Welle fiel die Gründung der *Arbeitsgemeinschaft für dezentrale Energieversorgung* ADEV, welche einen Beitrag für den Atomausstieg leisten wollte. Nebst Solarstromanlagen baut und betreibt die Genossenschaft aus Liestal seit über 30 Jahren auch Kleinwasserkraftwerke und Windenergieanlagen sowie Heizzentralen und Nahwärmenetze. Mit rund 115 Produktionsanlagen produzierte sie 2018 gut 36 Mio. Kilowattstunden Strom und 13 Mio. Kilowattstunden Wärme. Stromkonsumenten können verschiedene Ökostrom-Produkte in Form eines Aufpreises kaufen. Eine Herausforderung für die Genossenschaften ist der Umgang mit überschüssiger Energie. Bis vor zwei Jahren gab es die *Kostendeckende Einspeisevergütung* KEV, deren Wartelisten jedoch immer länger wurden. Deshalb ersetzte der Bund dieses System durch eine Einmalvergütung, mit der bis zu 30 Prozent der Investitionskosten übernommen werden. Eine nachhaltige Anlage lohnt sich aus ökologischer Sicht klar, doch geht das auch finanziell auf? »Photovoltaik-Anlagen sind dann interessant, wenn ein grosser Anteil der produzierten Energie vor Ort selber verbraucht werden kann«, bringt es Frank auf den Punkt. Nach einer voraussichtlichen Amortisationszeit von 10 bis 15 Jahren produziere die Anlage anschliessend kostenlos Solarstrom. ◂▸

Stephanie Weiss

Infos:

ADEV Energiegenossenschaft, Liestal:
www.adev.ch
Energiegenossenschaft Luzern, EGL:
www.eg-luzern.ch

Enthöhter Gott – vertiefter Mensch

Meister Eckhart (1260–1328) ist einer der bedeutendsten Mystiker der Christenheit. Sein Denken mündet nicht in Weltabgeschiedenheit, sondern führt zu einer beziehungsreichen Durchdringung von Gott und Mensch im Tiefengrund der Seele

Von Gian Rudin

Mystik liegt im Trend. Verantwortlich dafür ist, dass der Akzent heute bei der unhintergehbaren Bedeutsamkeit der Eigenerfahrung gesetzt wird. Dies passt gut zum Profil des spirituellen Wanderers. Damit ist eine Form der Sinnsuche gemeint, die zu traditionellen religiösen Institutionen auf Abstand geht und aufs Individuum zugeschnittene Welterklärungsmuster bevorzugt. Mystiker wird man nicht durch Text und Theorie allein. Mystische Erlebnisse haben lebensprägenden Charakter, und die gemachten Erfahrungen durchformen die gesamte Existenz.

Vor diesem Hintergrund diskutierte ein internationaler Kreis von Referenten und gesprächsbereiten Zuhörer-*innen an einer Tagung mit dem Titel »Meister Eckhart – Gott denken und erfahren« im *Lassalle-Haus*.

Denken und Erleben, diese beiden Aspekte gehen beim spätmittelalterlichen Gelehrten Eckhart Hand in Hand. Er ist sowohl ein Lesemeister, der den Vorgaben des damaligen akademischen Lehrbetriebs gemäss in Paris die Sentenzen des Petrus Lombardus kommentiert und begleitend sein eigenes philosophisches Profil etabliert. Meister Eckhart ist aber auch ein scharfsinniger Lebemeister, wenn er während seiner Tätigkeit als Seelsorger Predigten in deutscher Sprache hält. Diese sind insbesondere auf Ungebildete zugeschnitten und vermitteln in einer eindrücklichen Sprachgewalt: Die Wirklichkeit Gottes gilt allen Menschen und sie steht ihnen mittels der persönlichen Lebenserfahrung offen. Latein ist demgemäss keine Voraussetzung spiritueller Einsicht. Als hochgeschätzter Volksprediger vermittelt der Dominikanermönch lebensdienliche Erkenntnisse. Er flösst kein religiöses Sonderwissen ein, das nur einem auserlesenen Kreis durchlauchter Frömmler zugänglich ist.

FOTO: MATTHIAS SCHMIDT, ERFURT

Meister Eckhart-Pforte
an der Erfurter Predigerkirche, eine der Wirkungsstätten des Mystikers

Dennoch verbreitet Eckhart keine banalen Plattitüden. Seine Aussprüche sind in Zeiten medialer Übersättigung kein weltanschauliches Fast Food. Die von ihm vorgelegte Kost fordert Verdauungsbereitschaft und enthüllt eine klarsichtige Tiefgründigkeit. Es ist auch nicht verwunderlich, dass seine Gedanken in verschiedene Lebensbereiche ausstrahlen und eine breite Wirkungsgeschichte entfaltet haben.

Wie der in London lehrende Religionshistoriker Markus Vinzent in seinem Eingangsreferat aufzeigt, ist die Bezugnahme auf Eckhart nicht immer unproblematisch. So zum Beispiel, wenn Exponenten des völkisch-rechtsextremistischen Thule-Seminars einer untergegangenen Vorzeit nachtrauern, Meister Eckhart zu einem Urahnen des germanischen Geistes stilisieren und ihm somit einen neuheidnischen Anstrich verpassen wollen. Hingegen bietet die Vielschichtigkeit im Werk des thüringischen Gelehrten allemal genügend Anknüpfungspunkte für eine den Zeitgeist inspirierende Auseinandersetzung mit seinem Denkweg.

Obwohl Eckhart der hochintellektuellen Tätigkeit des Magisters nachging, warnte er gleichzeitig vor einer allzu argen Kopflastigkeit in Glaubensangelegenheiten. Er plädiert für einen Lebensvollzug aus der Mitte des Gemütes. Dazu ist ein Gleichklang von Denken und Fühlen erforderlich. Die meist polemisch vollzogene Gegenüberstellung von wechselhaften Gefühlsgebärden und rationaler Nüchternheit verfehlt laut Eckhart die Komplexität eines christlich gedeuteten Menschenbildes. Ihm schwebt ein einfühlendes Denken vor.

Von der Menschenfreundlichkeit Gottes

Infolgedessen wird ein ganzheitlicher Blick auf die menschliche Person freigelegt. So ist auch in der gegenwärtigen politischen Philosophie eine Wertschätzung der Gefühle bei der Bildung von Werturteilen und Denkakten zu beobachten. Entsprechend bezeichnet die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum in einem ihrer Bücher Gefühle als Erhebungen des Denkens (upheavals of thought) und ordnet ihnen eine unersetzbare Rolle im Fällen von vernunftbasierten Entscheidungen zu. Der Mensch ist nicht nur ein Wesen mit der Fähigkeit zu geistigen Höhenflügen und abstrakter Denkakrobatik. Durch seinen Leib ist er in die materielle Schöpfung eingebunden und verdankt sich so bleibend diesem Ursprung. Diese Bezogenheit auf seine Herkunft drückt sich anschaulich im lateinischen Begriff humilitas aus, welcher mit Erdennähe sowie Demut übersetzt wird.

Das für Eckhart tragende Konzept der Demut darf aber nicht voreilig pessimistisch und weltverneinend missverstanden werden. Die im demütigen Menschen sich ereignende Gottesgeburt ist vielmehr ein dynamischer Vorgang von spielerischer Leichtigkeit. Es ist nicht lediglich die Kreatur, welche sich entäussert und in geduldiger Unterwürfigkeit der Ankunft des majestätischen Gottes harrt. Bereits in der Gottheit selbst ist ein Aus-sich-Herausgehen angelegt. Das Wesen Gottes ist nicht festgefahren und unbeweglich, sondern beziehungsreich und flexibel.

Diese Kontaktfreudigkeit Gottes wird in der Geburt Jesu sinnlich erfahrbar. Das Wandeln Christi auf der Erde ist der Ausgangspunkt für eine Begegnung von Gott und Geschöpf auf Augenhöhe. Weil Gott in Christus mit dem menschlichen Schicksal vereinigt ist,

> »Einsamkeit ist, wo der Mensch seiner selbst und aller Mannigfaltigkeit verödete ist
>
> **Meister Eckhart**

kann er auch in der Einzelseele geboren werden. Demut ist der Horizont, wo sich die Einung zwischen Gott und Mensch vollzieht, in der gegenseitigen Hingabe der Liebe. Eckhart versteht die Demut als Wurzel im Grund der Gottheit, die sich durch dessen weltzugewandte Barmherzigkeit speist. Der Mensch ist eingeladen, sich in den Wachstumsprozess dieser Wurzel einzuflechten.

Die Durchdringung von Gott und Mensch in der Seele kommt im wunderbaren Titel der Dissertation von Donata Schöller Reisch zum Ausdruck: »Enthöhter Gott – vertiefter Mensch«. Sie hat an der Eckhart-Tagung dessen Konzept der Demut vorgestellt und damit eine wichtige Verstehenshilfe geliefert, um sich die Gottesgeburt in der Seele besser vorstellen zu können. In vielfältiger Weise beschreibt Eckhart den Vorgang und die Voraussetzung der Geburt Gottes in der Herzensmitte des Menschen. Darunter finden sich auch drastische Formulierungen wie »Einsamkeit, wo der Mensch seiner selbst und aller Mannigfaltigkeit verödet ist«.

Diese wortgewaltige Radikalität offenbart die Ernsthaftigkeit der eckhartschen Lebensschule. In einer seiner Predigten ist sodann zu lesen: »Je entblösster, desto empfänglicher.« Der Mensch muss den Weg in die Abgeschiedenheit beschreiten, um aus der Fülle des Möglichen leben zu können. Aus den Seligpreisungen Jesu ist die Rede von der Armut im Geiste geläufig. Hier ist eine Formbarkeit des menschlichen Geistes angetönt. Eine Offenheit für die vielfältigen Vorkommnisse des Lebens und eine Bereitschaft, sich mit Enthusiasmus darauf einzulassen. Sich einlassen erfordert Fähigkeit zum Loslassen. Dies gelingt den gelassenen Menschen.

Gelassenheit als Einschwingen in die Welt

Die Geisteshaltung der Gelassenheit ermöglicht dem Menschen ein engagiertes Leben ohne auszubrennen. In der wohlabgestimmten Harmonie zwischen kontemplativer Passivität und aktivem Gestaltungssinn liegt die Essenz der Mystik Eckharts. Eine geruhsame Innerlichkeit des Menschen wird zu einer Triebfeder seiner sozialen Bindungsfähigkeit. Der gelassene Mensch ergreift nicht die Flucht in die Abgeschlossenheit des Inwendigen, sondern steht getrost und geerdet im Getöse des Alltags. Der vom Diktat der eigenen Zwecksetzung befreite Mensch ist nicht mehr der Bedürftigkeit der Willensenergie ausgeliefert, sondern lebt aus der Überfülle des ihn tragenden Urgrundes. Er ist weltoffen und anpassungsfähig. Seine Freiheit drängt ihn nicht zur

Abkoppelung von seiner Um- und Mitwelt. Das Konzept der Gottesgeburt und der daraus resultierenden Gelassenheit zielt darauf ab, den Glauben an Gott im Alltag zu verankern.

Die damalige Frömmigkeitspraxis war erlebnisorientiert. Die Menschen sehnten sich nach ekstatischem Gefühlsüberschwang. Der sogenannte Jubilus, ein Zustand plötzlicher Begeisterung, eine Art spirituelles Blitzlicht, galt landläufig als Ausdruck eines hochentwickelten geistlichen Bewusstseins. Eckhart stand jedoch einer derart einseitigen erfahrungsbasierten und gefühlsbetonten Spiritualität kritisch gegenüber. Euphorische Schübe sind eher von kurzer Dauer, wohingegen eine gelassene Persönlichkeit auf Langfristigkeit angelegt ist.

Mystische Entrückung soll in letzter Konsequenz eine gemeinschaftsbildende Komponente aufweisen, ansonsten gleicht die Erfahrung einem aufgeplusterten Windhauch. Die Förderung von solidarischem Engagement und die Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls sind die Wegmarken eines gereiften spirituellen Übungsweges. Die Gotteserfahrung soll Beziehungen stiften und intensivieren, um nicht in ein elitäres Gehabe abzudriften und derart abgehobene und eigenbrötlerische religiöse Hochnäsigkeit zu befördern. Einsichten verbleiben nicht auf der Bewusstseinsebene, sondern führen zu einer Änderung des Lebenswandels, lockern Halsstarrigkeiten.

Die brennpunktartige Konzentration auf die Beziehungsfähigkeit zeigt sich auch in der Sprache Eckharts. Sie ist Beziehungssprache. Gerade das Reden über Jesus Christus ist dahingehend geprägt. In der dem Johannes-Evangelium entstammenden Rede von der Fleischwerdung des Logos ist eine tiefe und erdverbundene Menschlichkeit Gottes ausgesprochen. Die gemeinschaftsstiftende Liebe Gottes, die in der fürsorglichen Liebenswürdigkeit Jesu aufscheint, zeigt die Leidenschaft Gottes für die Menschen und deren Befindlichkeiten. Gott nimmt in den Tränen und dem Seufzen Jesu Anteil an den ungeschminkten Realitäten der Welt. Diese Gesinnung der Selbstverausgabung ist der Beweggrund christlicher Existenz. Durch den bedachtsamen Einsatz für die Mitmenschen wird der Einzelne zum Einfallstor Gottes in die Welt. Das Wesentliche ist also nicht eine eindimensionale Selbstverleugnung, sondern das Einschwingen des Menschen in das kontinuierliche Schöpfungshandeln Gottes. Und der gelassene Mensch lebt und liebt in der Wirkeinheit mit Gott. Deswegen nennt Eckhart Gott auch Wirklichkeit und beschreibt den mystischen Menschen als Mit-Wirkenden. Mystik wird zur Erkundungstour in die Tiefen der eigenen Persönlichkeit. Unterhalb des Eisberges erwar-

»In den natürlichen Kreislauf einfinden«

Dietmar Mieth, Theologe und Meister Eckhart-Experte, findet bei dem Mystiker zukunftsträchtige Aspekte

FOTO: DOMINIK MIETH

aufbruch: *Welche Einsichten aus dem Werk Eckharts haben sie als Sozialethiker besonders ermutigt?*

Dietmar Mieth: Ich habe 1972, nach dem Fertigstellen meiner Dissertation, ein Buch mit dem Titel »Christus, das Soziale im Menschen« vorgelegt. Damals hat man gemunkelt, jetzt macht er aus Eckhart einen Sozialisten. Ich habe aber mit dem Buch keine politischen Absichten gehegt. Mir ging es darum, das Allgemeinmenschliche an der Christologie Eckharts herauszuarbeiten. In Christus verwirklicht sich eine soziale Dynamik. Er lebt aus der Kraft, nicht bei sich selber bleiben zu können. Eckhart ermuntert uns, in die Fussstapfen Christi zu treten. Seine Menschwerdung betrifft uns alle. Von da aus erschloss sich mir das Konzept der Menschenwürde mit neuer Plausibilität. Würde ist ein zentraler Begriff in der Beschäftigung mit sozialethischen Problemkonstellationen.

Möchte man Jugendlichen die Weisheit Eckharts näher bringen, wäre es zulässig, den Begriff Gelassenheit mit Coolness wiederzugeben?

Da gibt es sicherlich Überschneidungspunkte. Gelassenheit erfordert eine gewisse Distanziertheit und eine Unerschütterlichkeit, die sich nicht von emotionalen Wechselbädern unterkriegen lässt. Aber im Begriffsfeld von Gelassenheit sind auch Worte wie Verlassen und Loslassen angesiedelt. Biblisch klingt die Nachfolge Jesu an. Diese Selbstlosigkeit wird als eher uncool wahrgenommen. Eckhart geht hier sicherlich weiter. Gelassenheit ist nicht mit Gefühlskälte zu assoziieren, sondern fordert die Entschlossenheit, sich auf den Mitmenschen einzulassen. Coolness hingegen manifestiert sich oftmals in einem einseitigen Ausleben eigener Bedürfnisse.

Von Angelus Silesius stammt der berühmte Satz: »Die Rose blüht ohne Warum«. Eckhart misst dem »ohne Worumwillen« einen entscheidenden Wert für die Lebensführung bei. Wie ist das zu verstehen?

Das Leben schwingt in sich selbst. Wenn wir an Wein denken: Er entsteht durch die menschliche Kultivierung der Weinblüte. So pendelt sich der Mensch durch seine Tätigkeit in einen natürlichen Kreislauf ein. Bei Eckhart ist zudem auch das Bild des Wasserkreislaufs wichtig, um seine Mystik darzulegen. Die Quelle ergiesst sich im Fluss und mündet im Ozean. Das Wasser des Meeres verdunstet und die Wolken speisen wiederum die Quellen und das Grundwasser.

Wie sähe eine unter diesen Vorgaben stehende Klimapolitik aus, die sich an den natürlichen Ursprungsbewegungen des Lebens orientiert?

Eckhart postuliert eine sehr grosse Freiheit des Menschen. Die Vorstellung eines direk-

tet den Menschen laut Eckhard kein unentwirrbares Knäuel unbewusster Triebe, sondern die in die Seele eingestiftete Gegenwart Gottes.

Mystik als Grundstein christlicher Ethik

Hauptreferent Dietmar Mieth, emeritierte Ethikprofessor, gewinnt aus den Einsichten Eckharts Impulse und Inspirationen für sein moralphilosophisches Alltagsgeschäft. In der Spiritualität des Dominikanermönchs ist für ihn das Fundament einer praktischen und am Guten orientierten Lebensführung gelegt. Es stellt sich die Frage, aus welcher Quelle der Mensch schöpft, wenn er gewillt ist, aus einer Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortlichkeit zu handeln.

Die im Seelengrund wurzelnde Gottesbeziehung ist gemäss Eckhart ein unversiegbares und reichhaltiges Reservoir fruchtbarer Impulse. Denn der Seelenfunke gründet in der unbegrenzbaren Güte Gottes. Bonum diffusivum sui, das sich selbst verströmende Gute, so wurde Gott bereits bei den Kirchenvätern charakterisiert. Das Gute, welches keinen Mangel erleidet, wenn es sich selbst verschenkt. Diese überschäumende Fülle des Göttlichen quillt in der Tiefe des Menschen. So wird ihm die Vorgabe einer guten, barmherzigen Lebensführung nicht rein äusserlich anhand von Geboten

FOTO: GIAN RUDIN

Meister Eckhards Grundanliegen. Das Zusammenspiel von meditativer Achtsamkeit und uneigennütziger Nächstenliebe

aufoktroyiert. Die Möglichkeit zur Verwirklichung ersehnter Ideale schlummert im Menschen wie eine Knospe, die auf vollumfängliche Entfaltung wartet.

Im Zentrum einer so gewendeten Ethik steht also nicht so sehr die Frage, was die Menschen sollen, sondern zu was sie ihrem Wesen nach befähigt sind. Nicht die möglichst effiziente Zwecksetzung steht im Vordergrund, sondern das Sprudeln-Lassen der bereits vorhandenen Potentiale. Als zur Sehnsucht berufenes Tier ist im Menschen das Streben nach dem Guten angelegt. Es gilt also nicht, Triebe und Zwänge zu drosseln und Leitplanken guten Benehmens zu setzen. Im Gewahrwerden der göttlichen Dynamik im Seelenfunken wird der Mensch durch die Engpässe seiner Lebenswanderschaft manövriert.

Der Zusammenhang von beseligender Gottesschau und tätiger Nächstenliebe ist bei Eckhart minutiös dargelegt. Weil er den Vorgang der mystischen Einung unter Zuhilfenahme der Geburtsmetaphorik beschreibt, wird der Gegensatz zwischen Schauen und Wirken entschärft. Durch die Gottesgeburt ereignet sich im Menschen eine spirituelle Entwicklung. Das Schauen Gottes, was traditionell als Kontemplation bezeichnet wird, ist bei Eckhart ein Sich-Einlassen auf die Gegenwart Gottes im eigenen Leben. Diese Verschmelzung von Gottesschau und Liebestat ist eine Verschränkung von actio und contemplatio.

Dies ist ein innovativer Zug im Denken Eckharts. In seiner Auslegung der biblischen Erzählung von der betriebsamen Martha und der zu den Füssen Jesu ruhenden Maria, eine der wenigen Bibelstellen, die er vollständig ins Deutsche übersetzt hat, gelingt es ihm, den Gegensatz der beiden Figuren zu harmonisieren. So wird auch das Grundanliegen seiner Mystik anschaulich: Das Zusammenspiel von meditativer Achtsamkeit und uneigennütziger Nächstenliebe. Um ein von Dietmar Mieth erdachtes Bild zu gebrauchen: Die Verbundenheit von Gott und Mensch gleicht einem Pater-Noster-Fahrstuhl. Der Seelenfunke des Menschen ist dabei eine Drehscheibe. In den gegenläufigen Bewegungen lässt sich Gott auf den Menschen ein und dieser ist eingeladen, die schöpferische Liebe in und durch ihn wirken zu lassen. ◆◆

ten Einwirkens Gottes ist bei ihm nicht stark ausgeprägt. Da wir vorher schon beim Wein waren: Es gibt bei Eckhart eine wundervolle Erklärung des Weinwunders von Kana. Jesus hat durch seine Wandlung eine Verkürzung der Zeit herbeigeführt. Wein entsteht durch die Wässerung des Weinstocks. Dieser natürliche Akt wird von Jesus in einem Augenblick zusammengefasst. Wir können sehr viel ablesen an der Natürlichkeit der Natur, an der Selbständigkeit ihrer Bewegungen. Der Auftrag von uns Menschen, die wir als Hände Gottes in der Welt agieren, ist folglich, Verantwortung zu übernehmen für die Schöpfung. Das heisst auch Verantwortung für uns selber als Teil dieser Schöpfung. Wir können uns nur selber erhalten, wenn wir in einem Einklang mit der übrigen Natur leben. Das ist aber nicht nur rückwärtsgewandt. Eckhart spricht häufig vom Durchbruch. Also bleibt zu hoffen, dass der Mensch auch durch die Zuhilfenahme technischer Möglichkeiten zukunftsträchtig in den natürlichen Kreislauf einfindet. *Interview: Gian Rudin*

Unter dem Himmel von Zürich

»Mis Dach isch de Himmel vo Züri«, sang einst Zarli Cariget im Filmklassiker »Hinter den sieben Geleisen« von Kurt Früh. Die Wirklichkeit eines Lebens auf der Gasse ist weit weniger romantisch

FOTO: FOTOLIA, CYLONPHOTO

Das Schlafzimmer auf der Strasse: Randständigkeit kann jede und jeden treffen

Von Christian Urech

Wie (über-)lebt es sich im reichen Zürich mit nur wenig Geld und vielleicht ohne Obdach?

Es ist ein kalter und trüber Januartag, als ich an der Kreuzung Militär-/Langstrasse, dem Hotspot der Zürcher Gassenszene, ankomme. Neben der Busstation hat ein Obdachloser sein »Wohnzimmer« aufgebaut, er sitzt, in Wolldecken gehüllt, auf seinem Stuhl und schläft. Neben ihm steht ein Weihnachtsbaum – nein, es ist kein Weihnachtsbaum, sondern ein mit Girlanden geschmückter Rosenbaum, der auf einen Rollkoffer montiert und über und über mit farbigen Plastikrosen geschmückt ist. Vor ihm stehen ein paar brennende Kerzen auf dem Asphalt. Auch so kann Obdachlosigkeit aussehen, in Zürich, im Jahr 2020.

Der Mann lebe und schlafe schon seit drei Jahren im Freien auf der Strasse, erfahre ich später. Niemand weiss genau, wer er ist und welche Geschichte ihn an diesen Ort geführt hat. Oft wärmt er sich in der nahe gelegenen *Sunnestube* der *Pfarrer Sieber Sozialwerke* auf, wo er gratis heissen Kaffee und ein Frühstück bekommt. Ab und zu komme die Polizei und teile ihm mit, es sei an der Zeit für einen Ortswechsel, dann schlage der Mann seine »Zelte« anderswo auf, erzählt mir später Christine Diethelm, seit fünf Jahren Betriebsleiterin des Gassencafés *Sunnestube*. Nach einer Weile kehre er aber wieder an seinen Stammplatz an der Kreuzung zurück.

Bei meinem Besuch ist die *Sunnestube* voll, im kleinen Raum haben vielleicht 15 bis 20 Leute Platz – pro Jahr sind es über 20 000 Besuche. Neben der Eingangstür schläft mit ausgestreckten Beinen auf einem Stuhl sitzend eine Frau, ihr langes schwarzes Haar verdeckt das Gesicht. An einem Tisch hocken zwei graubärtige ältere Herren vor einem Kaffee, ein südamerikanisch aussehender junger Mann sowie eine junge Frau so um die fünfundzwanzig vor ihrem Frühstücksteller mit Aufschnitt, Käse und Brot. Hinter der Theke schenken zwei Teammitglieder der *Sunnestube* Kaffee aus und sorgen für Nachschub auf dem Frühstücksbuffet. Gesprochen wird nicht viel, die Stimmung ist heute wie meistens ausgesprochen friedlich.

»Unser Hauptziel besteht darin, Begegnungen zu ermöglichen«, sagt Christine Diethelm. Sie sehe sich und ihr Team in der Gastgeberrolle: »Wir sind verantwortlich dafür, die Rahmenbedingungen so zu schaffen, dass sich alle wohl fühlen. Wir begegnen den Menschen wertschätzend und auf Augenhöhe.« Ab sechs Uhr am Morgen wird das Frühstück angeboten, ab 12 Uhr gibt es Mittagessen – alles gratis. In Zürich gibt es viele städtische Angebote für Randständige (die Möglichkeit, für wenig Geld in einem Raum zu schlafen, günstige Verpflegungsmöglichkeiten, gratis Suppe und diverse Getränke, die Möglichkeit, zu duschen, die Wäsche zu waschen und in bescheidenem Rahmen die Kleider zu tauschen, einen PC mit Internetzugang zu nutzen und an Aktivitäten, Veranstaltungen und Aktivitäten teilzunehmen). Diese Angebote gelten aber nur für Menschen, die in der Stadt Zürich angemeldet sind. Für alle anderen gibt es private Angebote wie die *Sunnestube*. Die *Pfarrer-Sieber-Stiftung* hat noch weitere Standbeine: den *Pfuusbus*, eine Notschlafstelle im Winter, die Notschlafstelle *Nemo* für Jugendliche, einen Gassentierarzt usw. Aber auch andere private Institutionen greifen Randständigen unter die Arme. Da es auf dem Land kaum solche Angebote für sie gibt, zieht es viele Randstän-

dige in die Stadt. Die Leute, die in der *Sunnestube* verkehrten, seien so bunt und vielfältig wie die »draussen«; es gebe zum Beispiel neben anderen, die kaum lesen könnten, solche mit Uniabschluss. »Das zeigt uns auch, dass es jede und jeden treffen kann. Niemand ist davor gefeit, aus dem System geschleudert zu werden.« Am Anfang einer »Laufbahn«, die auf der Gasse endet, könne ein Schicksalsschlag stehen, der ungünstig mit Alkohol oder Drogen »verarbeitet« werde. Job- und Wohnungsverlust, Schuldenfalle – schon sei es passiert. Immer häufiger seien Menschen auch aufgrund psychischer Probleme obdachlos.

Szenenwechsel. Ich habe mich für eine der Stadtführungen des Vereins *Surprise,* Herausgeber des gleichnamigen Strassenmagazins, angemeldet. Wir treffen uns in der *Gassenküche Speakout*, einer bescheidenen Zweizimmerwohung im Zürcher Niederdorf, wo Randständige unter der Woche am Mittag gratis essen können. Unser Stadtführer ist Peter, 56, der sich momentan mit dem Verkauf von *Surprise*-Magazinen und Stadtführungen durchschlägt.

Das 4-Sterne-Hotel

Eine der Stationen unseres Rundgangs ist der Uraniabogen, ein beliebter Schlafplatz für Obdachlose. »Warum ist dieser Platz ein 4-Stern-Hotel?«, fragt Peter die Tourteilnehmenden. Deren Antworten: »Himmelbett«, »Aussicht«, »Regenschutz«. Tatsächlich: Der Schlafplatz ist gedeckt, aber momentan ist es auch verdammt kalt für ein Zimmer in einem 4-Stern-Hotel. Die Lösung lautet: Luxus. Stern Nummer 1 steht für die zentrale Lage mit Aussicht, Stern Nummer 2 für das öffentliche Gratis-WC, das es in der Nähe gibt, Grund für Stern Nummer 3: eine unscheinbare Linie am Boden. Sie zeigt an: Ab hier ist Kirchengrund – und vor Kirchenareal hätten Polizei und Behörden Respekt. Also könne man nicht so leicht weggewiesen werden, sagt Peter. Wobei die Polizei hier wirklich noch »Freund und Helfer« ist: Stern Nummer 4. »Polizeischutz«, sagt Peter verschmitzt im Hinblick auf die nahe gelegene Urania-Wache der Polizei. Einer, der hier regelmässig schlief, hatte sogar einen Deal mit einem Polizisten. Wenn es keine andere Lösung gab, nahm dieser seine Post an und brachte sie dem Uraniabogen-Dauergast, der es in geschlossenen vier Wänden nicht aushielt.

Dieser Mann wohnt übrigens heute in einem möblierten Zimmer; dazu gebracht hat ihn ein Welpe, der ihm zugelaufen ist. »Mit der richtigen Motivation tauscht jeder gern die Strasse mit einem Bett«, sagt Peter. Alle Randständigen müssen der Polizei eine Bezugsadresse, zum Beispiel bei einem Verwandten oder Freund, angeben. So können ihnen die Behörden Bussen wegen Schwarzfahrens oder Bettelns zukommen lassen. Wenn der Gebüsste nicht fähig oder willens ist, die Busse zu bezahlen, muss er sie absitzen. Begibt er sich freiwillig ins Vollzugszentrum Bachtel bei Hinwil, sitzt er pro Tag 100 Franken seiner Schuld ab. Manche sind froh darum, ist das Vollzugszentrum für sie doch auch so etwas wie ein 4-Stern-Hotel – mit Fernseher, warmen Mahlzeiten und Beschäftigung in der Gärtnerei oder im Forstbetrieb. Andere stören sich allerdings am strukturierten Alltag. Gehen sie nicht freiwillig, werden sie erst in U-Haft genommen (vier Tage lang, 23 Stunden Einzelhaft, kein Fernseher, kein Smartphone, nur Zeitungen und Bücher, sonst nichts.) Das sei wirklich hart, sagt Peter aus eigener Erfahrung: »Ich empfehle es niemandem.«

Weitere Stationen sind des Rundgangs sind der *Caritas-Markt*, wo Personen, die auf finanzielle Unterstützung angewiesen sind, günstig Lebensmittel und weitere Artikel des täglichen Bedarfs einkaufen können. Ein paar Schritte weiter, in der *Alten Kaserne*, befindet sich das *Ambulatorium,* das Randständigen niederschweilligen Zugang zu medizinischer Versorgung ermöglicht. Und als letzte Station unseres Stadtspaziergangs der anderen Art schauen wir beim *Netz4* vorbei, dem sozialdiakonischen Werk der *Evangelisch-Methodistischen Kirche* neben dem *Volkshaus*. Hier wird u.a. jeden Freitagmittag eine Spaghettimahlzeit für vier Franken serviert.

Bilanzierend stellt Peter fest, dass es in Zürich vielfältige Möglichkeiten gibt, als Randständiger oder gar auf der Strasse zu überleben. »Wir, die wir am Rand der Gesellschaft leben, sind Überlebenskünstler*innen. Und wir leben untereinander eine schöne Solidarität, von der sich die Gesellschaft der ›Normalen‹ eine Scheibe abschneiden könnte.« ◆

Eine Langversion dieser Reportage finden Sie auf www.aufbruch.ch

Mann der Kirche

Hans Küngs Rehabilitierung wäre ein Zeichen menschlicher Anteilnahme

Am 15. Dezember 1979, vor vierzig Jahren, veröffentlichte die *Kongregation für die Glaubenslehre* eine Erklärung, wonach Hans Küng nicht mehr als katholischer Theologe gelte und lehre.

FOTO: SÜDBECK-BAUR

Odilo Noti ist promovierter Theologe und Präsident der Schweizer Weltethosö-Stifung

Wohl noch nie hat eine Strafmassnahme gegen einen Theologen weltweit eine derartige Solidaritätswelle ausgelöst. Während Wochen war das Vorgehen Roms prominentes Thema in den Medien. Und kaum zu beziffern ist die Menge der Gruppen und Organisationen, die sich hinter das theologisch-kirchliche Bemühen von Küng stellten.

Küngs formelle Rehabilitierung steht immer noch aus – ein Ärgernis ohnegleichen. Der Schweizer Theologe, eine Jahrhundertgestalt der katholischen Kirche, ist heute am Abend seines Lebens angelangt, schwer gezeichnet von seiner Parkinsonerkrankung. Die Rehabilitierung und Entschuldigung wäre ein – sehr spätes – Zeichen von menschlicher Anteilnahme, einem aufgeklärten Rechtsverständnis und ernsthafter Führungsverantwortung. Viel Zeit bleibt nicht mehr.

Das Dogma der Unfehlbarkeit ist die »Mutter aller absolutistischen Dogmatik« (Hermann Häring). Die Diskussion über die Unfehlbarkeit ist deshalb auch eine Debatte darüber, wer in der Kirche auf welche Weise das Sagen hat. Bei den Skandalen um sexuellen Missbrauch, die Diskriminierung der Frauen, das Pflichtzölibat oder die fehlende Gewaltentrennung geht es stets um dasselbe, nämlich um klerikal-geistliche Machtansprüche. Küng sprach deshalb zu Recht immer wieder von der Unfehlbarkeitspolitik, die sich im kirchlichen Alltag und in zahllosen theologischen Einzelfragen breit macht.

Hans Küng, heute 91 Jahre alt, hat sich stets als »Mann der Kirche« verstanden.

Fabio Zgraggen, Pilot und Gründer der *Humanitarian Pilots Initiative* (HPI), ist seit über zwei Jahren mit dem Flugzeug über dem Mittelmeer im Einsatz. Er und seine Kollegen, so erklärte Zgraggen vor der Presse in Bern bei der Übergabe der Petition »Sterben auf dem Mittelmeer stoppen!«, koordinieren »zusammen mit dem Rettungsschiff unseres Partners *Sea-Watch* und Schiffen anderer NGO's Rettungseinsätze und dokumentieren Menschenrechtsverletzungen«. Der HPI-Pilot (www.hpi.ch) nannte konkrete Zahlen: »Allein im Jahr 2019 betraf das in 58 geflogenen Missionen 31 Boote mit 1561 Menschen an Bord. Oft können wir nicht mehr tun, als das Ertrinken oder völkerrechtswidrige Zurückschleppen von Menschen nach Libyen zu dokumentieren. Dennoch haben es dank unseres Flugzeugs Moonbird hunderte Menschen geschafft, lebend der Hölle Libyens zu entkommen«, stellte der Pilot fest. »Ohne den permanenten Einsatz unserer Crew wären viel mehr Menschen ertrunken«. Das Einsatzumfeld am Mittelmeer habe sich 2019 allerdings stark verändert. »Hilfsschiffe werden blockiert und Boote in Seenot werden über längere Zeiträume unnötig ihrem Schicksal überlassen. Leider waren wir zu oft Zeugen wie Boote kenterten ohne dass jemand Hilfe leisten konnte.« Im Januar reichten Vertreter*innen von *Solinetz.ch* und dem Netzwerk *migrationscharta.ch* die Petition »Sterben auf dem Mittelmeer stoppen!« bei der Bundeskanzlei ein. Mit dieser Petition fordern sie, »dass der Bundesrat und das Parlament umgehend Massnahmen ergreifen, damit Menschen in Seenot auf dem Mittelmeer gerettet sowie rasch und dezentral aufgenommen werden«.

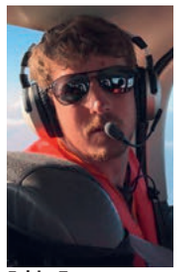


FOTO: HPI

Fabio Zgraggen

Thomas Wallimann, Leiter des *Instituts für Sozialethik »Ethik22«,* nahm in einem Beitrag zur Abstimmungsvorlage »Referendum – Verbot der Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung« deutlich Stellung: »Sowohl eine an Menschenrechten und Menschenwürde orientierte, wie auch eine christliche und andere religiöse Ethiken sehen in Diskriminierung, Hassrede und Herabsetzung von Menschen eine Verletzung fundamentaler moralischer Prinzipien. Die Menschenwürde wie auch die Sicht, dass der Mensch Abbild und Geschöpf Gottes ist, verbieten jegliches Schlechtmachen von Menschen auf Grund ihrer jeweiligen Ausrichtung – auch sexueller. (…) Es handelt sich also bei Hassrede und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer sexuellen Ausrichtung aus ethischer Sicht nicht um ein Kavaliersdelikt, sondern um eine fundamentale Verletzung der Menschenwürde.« Die Volksabstimmung findet am 9. Februar statt.

FOTO: UNI LUZERN

Thomas Wallimann

Felix Gmür, Bischof von Basel, hält die Debatte der CVP »markentechnisch« für sinnvoll, das C für »christlich« aus dem Parteinamen zu streichen. »Kirche und Partei gehören nicht zusammen! Die CVP ist nicht der verlängerte Arm der Kirche und umgekehrt. Christliche Politik ist bei allen Parteien möglich«, sagte der Präsident der *Schweizer Bischofskonferenz* gegenüber dem Boulevardblatt *Blick*.

Hedwig Porsch, evangelisch-lutherische Pfarrerin aus Coburg, die **Ökumenische Arbeitsgruppe Homosexuelle und Kirche (HuK),** der lutherische Theologe **Ondrej Prostrednik** aus Bratislava und der Schweizer spirituelle Begleiter und in Osnabrück lebende Autor **Pierre Stutz** werden 2020 mit dem *Herbert Haag Preis für Freiheit in der Kirche* ausgezeichnet. »Sie alle setzten und setzen sich – trotz vielfältiger Widrigkeiten – für Meschen ein, die sich zu ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung bekennen.« Die Preisvergabe findet am 29. März in Luzern statt.

FOTO: ZVG

Hedwig Porsch

Daniel Bogner, Professor für Moraltheologie und Ethik an der Universität Fribourg, sieht den von der katholischen Kirche in Deutschland als Reformdialog initiierten synodalen Weg als »zweischneidiges Instrument«. Auf der einen Seite wolle man verbindlich sein, auf der anderen Seite sei jeder Bischof frei, die Beschlüsse ausser Kraft zu setzen, sagte Bogner im *Deutschlandfunk* laut *kath.ch*. »Von der Papierform müsste man eigentlich sagen, kann man keine grossen Erwartungen daran haben«, ergänzte Bogner. Allerdings gebe es momentan auch »kein anderes besseres Instrument als dieses, also sollte man es bestmöglich nutzen«.

Bootsflüchtlinge sollen leben

FOTO: MIGRATIONSCHARTA.CH

»Erstens: Die Schweiz soll sich am Aufbau eines europäisch organisierten und finanzierten zivilen Seenotrettungssystems beteiligen. Zweitens: Die Schweiz soll sich für eine Verteilung von Menschen einsetzen, die aus Seenot gerettet werden. Drittens: Bundesrat und Parlament sollen die rechtlichen Grundlagen schaffen, die eine rasche und dezentrale Aufnahme von Bootsflüchtlingen in der Schweiz ermöglichen.« Mit diesen drei Postulaten und 24 456 Unterschriften wurde die Petition »Das Sterben auf dem Mittelmeer stoppen« im Januar in Bern eingereicht. Hinter der Petition stehen die *Solidaritätsnetze Schweiz*, *Solidarité sans frontières* und kirchliche Organisationen, etwa die *Kirchliche Kontaktstelle für Flüchtlingsfragen* (KKF) im Kanton Bern.

Um die Dringlichkeit der Petition deutlich zu machen, hatten sich etwa 200 Unterstützer*innen auf dem Berner Weisenhausplatz mit den 35 997 Namen all jener aufgestellt, die in den letzten Jahren auf dem Weg nach Europa umkamen.

Das Netzwerk *migrationscharta.ch* forderte an der Pressekonferenz die Kirchenleitungen mit einem Brief auf, sich dem von der evangelischen Kirche Deutschlands initiierten Bündnis *United4Rescue Gemeinsam Retten e.V.* anzuschliessen. Wie *kath.ch* weiter berichtete, will das Bündnis ein eigenes Rettungsschiff für Flüchtlinge ins Mittelmeer schicken. Angesichts des täglichen Sterbens im Mittelmeer erachte man es als geboten, dass die Kirchen »alles in ihren Möglichkeiten Stehende tun, um Leben zu retten«, heisst es in dem Brief. Wie Pfarrer Andreas Nufer auf Anfrage sagte, sei in diesen Tagen eine Antwort der Kirchenleitungen zu erwarten.

Wolf Südbeck-Baur

Pfarrei-Initiative macht Platz

FOTO: KATH.CH/BARBARA FLEISCHMANN

»Das alte Gefäss Pfarrei-Initiative hat ausgedient.« Weil die 2012 von Diakon Markus Heil (Bild) gegründete Pfarrei-Initiative »es nicht geschafft hat, die Solidarität unter den Seelsorgenden in der Schweiz zu vernetzen und lebendig zu halten, haben wir Mitte Januar beschlossen, unseren Verein aufzulösen«, sagte der reformengagierte Gemeindeleiter auf Anfrage des *aufbruch*. »Die Angst innerhalb des Systems führt dazu, dass Seelsorgende sich ihr Engagement zweimal überlegen. Es blieb schwierig, eine selbstständige Dynamik für eine erneuerte Kirche zu entwickeln.«

Zudem sprächen die Absichtserklärungen der Schweizer Bischofskonferenz zum Erneuerungsprozess der Kirche eine Sprache der Leere und Hilflosigkeit. Trotz dieser Ratlosigkeit werden Reformbewegungen nicht als Partner, sondern als Feinde gesehen. Allein mit ehrenamtlichen Kräften »können wir die Kirche nicht retten«, ist der Theologe überzeugt. Wenn sich Reformbewegungen ehrenamtlich Überlegungen über die Kirche der Zukunft machen, und diese von den hauptamtlichen Pastoralämtern und Arbeitsstellen gar nicht aufgegriffen würden, laufe solches Engagement über Jahre ins Leere.

Darum sei der Zeitpunkt gekommen, »sterben zu lassen, was sterben will«. Alle Gläubigen, die die Reform-Anliegen der Pfarrei-Initiative teilen, würden von der Allianz »Es reicht« weiterhin angesprochen und wohl auch umworben.

»Die innere Unruhe ist lebendig und wird sich neue Formen suchen«, so Heil. Denn er ist überzeugt, dass es neben den bestehenden Reformbewegungen »Es reicht!« und der Tagsatzung.ch etwas Neues braucht. »Reformbewegung muss etwas anderes sein als von anderen – Papst und Bischöfen – Reformen einzufordern und zu erwarten«, gab Heil durchaus auch selbstkritisch zu bedenken. Dabei schweben dem 54jährigen in der Schweiz ähnliche Biotope vor, wie die deutsche Frauen-Initiative Maria 2.0 einübt und praktiziert. »Sie versammeln sich vor der Kirchentür, gestalten, leben und feiern neue Formen des Christ- und Kircheseins.«

Wolf Südbeck-Baur

Gastkolumne

FOTO: ZVG

PFUSCHI-CARTOON

Der lange Marsch

Der Anlauf dauert schon zwanzig Jahre. Zu lange, wie bei vielen Menschenrechtsanliegen. Ende 2019 hat der Bundesrat eine Vorlage für eine Nationale Menschenrechtsinstitution verabschiedet, 2020 kommt sie ins Parlament. In der UNO wurde beschlossen, dass jeder Staat eine unabhängige Institution zum Schutz und zur Förderung der Menschenrechte schaffen soll. Die chilenische untersucht gerade die massive Gewalt staatlicher Akteure gegenüber Demonstranten. In Afghanistan sorgt die *Unabhängige Menschenrechtskommission* unter schwierigsten Bedingungen für menschenrechtsfreundliche Gesetze und Lehrpläne. Das *Deutsche Institut* glänzt im Bereich Menschenrechte von Menschen mit Behinderungen. Sogar Liechtenstein hat die Schweiz in den Schatten gestellt: die *Menschenrechtsinstitution* in Vaduz arbeitet mit einem Jahresbudget von 350 000 Franken. Der Bundesrat schlägt nun vor, dass – bei einer zweihundert Mal grösseren Bevölkerung – gerade mal eine Million zur Verfügung stehen soll. Ein Siebzigstel Promille des Bundeshaushalts. Hallo, Menschenrechtsstaat! Der Aufgabenkatalog, den der Bundesrat selber formuliert hat, ist lang. Die Institution berät und unterstützt die Behörden, auch in den Kantonen und Gemeinden, bei der Umsetzung ihrer Verpflichtungen. Auch hierzulande gibt es noch viel zu tun: etwa, wenn es um die Rechte von Kindern, älteren oder Trans-Menschen geht oder bei Konzernverantwortung, Freiheitsentzug und Polizeigewalt. Gerade wenn Menschenrechte global massiv unter Druck stehen, muss die Schweiz auch zuhause ein Zeichen setzen. Gratis ist es nicht.

Matthias Hui, Koordinator NGO-Plattform Menschenrechte humanrights.ch

»Da muss der Schöpfer selber an die Säcke«

Der Pfarrer und Schriftsteller Ulrich Knellwolf hat Krimis geschrieben, weil theologische Fachbücher kaum den Weg zu den Leuten finden. Fragen an einen überzeugten Verfechter erzählender Theologie

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Herr Knellwolf, Sie sind bekannt geworden als Pfarrer, der Kriminalromane schreibt, zum Beispiel »Roma Termini«, »Klassentreffen«, »Tod in Sils Maria« oder »Schönes Sechseläuten«. Warum haben Sie Krimis geschrieben?*

Ulrich Knellwolf: Theologische Fachbücher liest ausser einigen Experten kein Mensch. Mit dieser enttäuschenden Erfahrung im Rücken machte ich in meiner Vorliebe für Trivialliteratur und Thriller die Not zur Tugend. Ich fragte mich, was braucht es, um Probleme, mit denen wir Menschen im Leben konfrontiert werden, erzählend so darzustellen, dass die Geschichte gelesen wird. Die paar Bände Kriminalliteratur waren die Folgeerscheinungen, aber eigentlich theologische Experimente. Steil formuliert war das der Versuch, die paulinische Rechtfertigungslehre – der Mensch ist aufgrund des Glaubens an Christus gerechtfertigt und nicht aus Werken des Gesetzes – erzählend darzustellen.

Stand dabei Jeremias Gotthelf Pate?

Durch die intensive Beschäftigung mit Gotthelf ist mir eine kritische Sicht auf den Protestantismus zugewachsen. Die Reformation und der Protestantismus sind wegen ihrer Zentrierung auf die paulinische Theologie nicht besonders erzählfreudig. Aus biblischen Geschichten wird leider nur allzu oft ein argumentierender Vortrag. Das Werk von Gotthelf hat mir neue Dimensionen des Erzählens, der Narration eröffnet. Ich bin überzeugt, dass das Narrative in der Theologie nicht verloren gehen darf. Ich bin überzeugt, dass die biblischen Geschichten erzählt werden müssen – und zwar relativ skrupellos.

Worin sehen Sie die Verbindung von Theologie, Predigten und Krimis?

Über die formalen Verbindungen hinaus haben beide Genres gemeinsame Grenzen. In einem guten Kriminalroman läuft dramaturgisch alles ab wie am Schnürchen vom Mord bis zur spannungsvollen Aufklärung. Dabei kreisen Krimis um den Täter, der am Schluss entlarvt, seiner Strafe zugeführt und damit die Welt wieder in Ordnung gebracht wird. In der paulinischen Theologie wird der Mensch ebenfalls als Sünder gesehen, der mit Gott wieder versöhnt wird. Das ist – verkürzt gesagt – das Schema der paulinischen Theologie wie auch der Kriminalliteratur. Insofern haben Krimis und Theologie für mich verwandte Strukturen.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Ulrich Knellwolf: »Gott trägt letztlich die Verantwortung fürs Ganze, aber wir sind keine Marionetten«

> »Fasse ich durch eine Erzählung Vertrauen, ist die Frage der Existenz Gottes hinfällig
>
> **Ulrich Knellwolf**

Im Band »Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Stückwerk von Gott und von der Welt« (2016) stellen Sie die Frage, ob Gott vertrauenswürdig ist. Wie meinen Sie das?

Narration, erzählte Erfahrung, schafft Vertrauen. Im Vordergrund steht nicht die Frage, ob Gott existiert oder nicht, sondern ob er vertrauenswürdig ist oder nicht. Ich meine, die Erfahrung schafft Vertrauen, und damit, so könnte man fast sagen, die Existenz von Gott. Fasse ich durch eine Erzählung Vertrauen, ist die Frage der Ex-

istenz Gottes hinfällig. Darum sage ich, wir können Gott theoretisch nicht denken und zugleich können wir Gott theoretisch nicht nicht denken. Der Theologe Eberhard Jüngel spricht von Gott als Geheimnis, das man nicht voll erfassen, aber auch nicht wegdenken kann. Wenn das Geheimnis in mir Vertrauen schafft – und das muss es machen, das kann nicht ich machen –, wird die Frage nach der Existenz des Geheimnisträgers im Grunde hinfällig.

In Ihrem neusten Buch »Mach dir keinen Reim« legen Sie Gedichte vor, in denen es um Gott, Tod und Auferweckung geht. In dem Gedicht »Gebet nach dem Besuch beim todkranken Freund« schreiben Sie: »Ich lasse dich nicht/Ich gebe keine Ruhe Gott und lasse mich auf keine Verrechnungskünste ein/Denn der hier die Schulden zu begleichen hat Gott bist du« Wieso hat Gott die Schulden zu zahlen?
Weil Gott letztlich die Verantwortung für das Ganze hat …

… kommt die Verantwortung nicht den Menschen zu?
Nein, bildlich und pragmatisch gesprochen trägt in einer Firma der Chef die letzte Verantwortung, auch und gerade, wenn etwas schiefläuft. Die guten Vorgesetzten zum Beispiel im Militär oder in Unternehmen stehen hin für Fehler, die in ihrem Verantwortungsbereich passieren. Das gilt meiner Meinung nach für den Schöpfer genau gleich. Er hat die Schöpfung eingerichtet und er muss hinstehen für Konstruktionsfehler und Betriebsunfälle.

Weiter gedacht würde das bedeuten, dass Klimaerwärmung, Krieg, Kluft zwischen Arm und Reich et cetera Gott in die Schuhe geschoben werden können …

Ulrich Knellwolf ist reformierter Pfarrer i.R. und Schriftsteller. 1990 doktorierte der Theologe mit einer Studie über Jeremias Gotthelfs erzählende Theologie. Der 77-Jährige wirkte ab 1969 als Pfarrer, zunächst in Urnäsch und Zollikon und schliesslich von 1984 bis 1996 an der Predigerkirche in Zürich. Danach wurde er Mitarbeiter der Stiftung Diakoniewerk Neumünster Zollikerberg. 2006/2007 war er Sprecher des »Wort zum Sonntag« im Schweizer Fernsehen.

> »In dieser Welt und in uns ist der Wurm. Wir könnten sie nur sanieren, wenn der Wurm nicht auch in uns wäre
>
> **Ulrich Knellwolf**

… der Schöpfer hat die letzte Verantwortung. Zu Ende gedacht heisst das nicht, dass wir Menschen von jeglicher Verantwortung entlastet sind. Es heisst aber, dass unsere Verantwortung eine Begrenzung hat. Wenn mir vom Chef gesagt wird, du bist der kleine Angestellte, aber für deinen Quatsch übernehme ich die Verantwortung, dann habe ich eine ganz andere Motivation, beim Ausbügeln zu helfen, als wenn mir von vornherein von oben die Schuld zugeschoben wird. Wenn Gott uns sagt, ihr tragt die letzte Verantwortung am Zustand in der Welt, sind wir letztlich derart überfordert, dass wir vermutlich ein frivoles Verhältnis der Welt gegenüber einnehmen mit der Haltung: »Es ist sowieso Hopfen und Malz verloren.« Steht hingegen der Schöpfer hin und sagt, ich übernehme die Verantwortung für die Vollendung des Werks, sind wir Menschen unheimlich entlastet und sind zugleich bereit, nach unseren Möglichkeiten an dieser Vollendung mitzuwirken.

Ist Gott für alles verantwortlich, hat er alles in der Hand?
Gott hat nicht alles in der Hand, so nicht. Wir sind keine Marionetten. Aber Gott ist ein guter Chef, der seinen Angestellten Handlungsspielraum gibt. Wenn der Angestellte aber einen Schmarren macht, kann Gott nicht sagen, ja, das ist halt mein Angestellter gewesen. Das wäre schlechter Stil. Ich traue Gott nicht zu, dass er in dem Sinn einen schlechten Stil hat. Ich bin der Meinung, Gott ist – jetzt wird's fast kabarettistisch – ein Gentleman, der sagt: Es tut mir leid, dass das passiert ist, aber ich stehe dafür hin.

Wo bleiben aus dieser Sicht die Opfer, die unter die Räder der Geschichte gekommen sind?
Das ist ein gewaltiges Rätsel. Natürlich ist das die Schuld von den Menschen, aber warum hat Gott nicht eingegriffen, wenn er der Allmächtige ist? Das Schicksal der Opfer ist ein schlimmes Argument gegen die Verheissung des Reichs Gottes. Ich kann mir das vollkommene Reich Gottes nicht vorstellen, ohne dass alle Opfer der Geschichte an der vollkommenen Schöpfung teilhaben. Insofern glaube ich sehr intensiv daran, dass jedes einzelne Geschöpf aufersteht. Auferstehung ist für mich das Versprechen, dass Gott – der Schöpfer – seine Herrlichkeit an jedem einzelnen seiner Werke erfüllt. Vielleicht denken Sie jetzt, ich hätte ein relativ simples Gottesbild. Das ist auch so, aber ich will die Bibel unfundamentalistisch beim Wort nehmen.

»Zuletzt bleibt eben doch der fade Geschmack von Schimmelpilz im Mund … Wer immer es war, er wird Mühe haben, sich so herauszureden, dass das Leben nicht länger erscheint als ein grosser Verrat«. Ist für Sie das Leben ein grosser Verrat?
Nein, für mich nicht, aber trotzdem erscheint es mir manchmal so. Eine kleine Geschichte dazu: Kürzlich habe ich jemanden getroffen, den ich vor 30 Jahren getauft und ihm Gottes Segen zugesprochen habe. Dieser Mensch hat bis heute ein hundstrauriges Leben gehabt. Da fange ich schon an, mit Gott zu hadern, auch wenn der Typ zum Teil selber schuld ist, dass er so unter die Räder gekommen ist. Ihm aber die Schuld an seinem Schicksal zuzuschreiben, wäre völlig überdimensioniert. Oder die Frau, die ich vor 25 Jahren getraut habe, deren Mann sich nach der Hochzeit als Prügler herausgestellt hat. Nach einer ungeheuren Leidenszeit liess sich die Frau schlussendlich scheiden auf die Gefahr hin, dass sie auch materiell absolut vor dem Nichts steht. Der Mann hatte es mit seinem Anwalt fertiggebracht, sich aus allen Verpflichtungen herauszuwinden. Und neuerdings hat diese Frau auch noch Multiple Sklerose. Solche Schicksale, das geht einfach nicht, zumal ich involviert bin, weil ich am Anfang noch grosse Worte gemacht und von Liebe geredet habe. Da rebelliert in mir sehr viel. Das zeigt: In dieser Welt und in uns selbst steckt noch der Wurm. Wir könnten die Welt nur sanieren, so meine Überzeugung, wenn der Wurm nicht auch in uns wäre. Darum halte ich die Sanierungsmöglichkeit der Welt durch den Menschen für unmöglich. Ich glaube, da muss der Schöpfer selber an die Säcke. Es braucht eine neue Schöpfung. Wenn sich die Welt weiterdrehen soll, kann ihr Schicksal nicht nur an uns liegen. ◆

Braucht es einen Sparzwang für die Pflege und Betreuung im Alter?

Mit zunehmender Lebenserwartung und den geburtenstarken Jahrgängen steigen die Gesundheitskosten. Während die einen auf mehr Eigenverantwortung setzen, halten andere einen neuen Umgang mit der Erbschaftssteuern für wesentlich solidarischer

FOTO: ZVG

Jerome Cosandey, seit 2018 Direktor von Avenir Suisse Romandie, setzt sich als Forschungsleiter Finanzierbare Sozialpolitik mit der Altersvorsorge, Gesundheitspolitik sowie mit dem Generationenvertrag auseinander.

Obligates Pflegekapital belohnt sparen fürs Alter

Die heutige Pflegefinanzierung wird von vielen als unfair empfunden. Wer beim Pflegeheimeintritt noch Kapital besitzt, muss den Aufenthalt selber zahlen, wer nicht, wird mit Ergänzungsleistungen unterstützt. Sparen für die Alterspflege wird bestraft, Konsum belohnt.

Avenir Suisse schlägt deshalb die Bildung eines obligatorischen individuellen Pflegekapitals ab Alter 55 vor. Die angesparten Mittel sind im Pflegefall für alle Leistungen einsetzbar, ob Pflege oder Betreuung, ob zu Hause oder im Heim, je nach Präferenz. Damit wird Einfachheit im Dschungel der Pflegefinanzierung geschaffen.

Heute werden die Pflegekosten auf die Krankenkasse, den Staat und den Patienten verteilt. Letzterer zahlt auch die Betreuungs- und Hotelleriekosten, es sei denn, er bezieht Ergänzungsleistungen.

Mit dem Pflegekapital wäre alles aus einer Hand finanziert. Das Pflegepersonal müsste nicht mehr akribisch notieren, was von wem bezahlt wird, sondern könnte sich vermehrt den Patienten widmen. Im Gegensatz zu anderen Pflegeversicherungen handelt es sich hier nicht um eine zentrale, anonyme Umverteilungsmaschine. Nein, hier spart jeder auf seinem Konto Gelder an, die er für die eigene Alterspflege brauchen kann. Die nicht verwendeten Ersparnisse werden im Todesfall vererbt. So wird die Unterstützung der Angehörigen honoriert, der schonende Umgang mit Ressourcen angespornt und die Eigenverantwortung gestärkt.

Das Modell sieht auch solidarische Elemente vor. Kann eine Person die Prämie nicht zahlen, soll der Staat analog zur heutigen Regelung für Krankenkassenprämien betroffene Bürgerinnen und Bürger entlasten. Damit bleibt ein soziales Auffangnetz bestehen. Der Staat kommt jedoch nur subsidiär statt mit der Giesskanne zum Zug. ◆

Mit nationaler Erbschaftssteuer neue Wege gehen

FOTO: DOMINI PLÜSS

Carlo Knöpfel ist Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Bis 2011 arbeitete der promovierte Ökonom für die Caritas Schweiz.

Der demographische Wandel ist in der Schweiz von einer doppelten Alterung geprägt. Immer mehr Menschen werden immer älter. Dass dies nicht kostenlos zu haben ist, kann nicht bestritten werden. Mehrkosten fallen nicht nur bei der Altersvorsorge, sondern auch bei der Betreuung und Pflege älterer Menschen an. Wie sollen diese Gesundheitskosten finanziert werden? Und wie viel Eigenverantwortung wollen wir hier, auf wie viel Solidarität soll gepocht werden?

Ein Vorschlag fordert eine obligatorische, auf Ansparen ruhende Pflegeversicherung. Jede Person, die über 50 Jahre alt ist, soll eigenverantwortlich monatlich bis zu 500 Franken auf ein »Pflegekonto« einzahlen. Das wird viele Familien aus den unteren Einkommensschichten massiv belasten. Ein weiterer Ausbau der Ergänzungsleistungen (EL) wäre unumgänglich, um einen sozialen Ausgleich zu schaffen. Allerdings klagt die Politik schon jetzt über die hohen Ausgaben bei den EL.

Man könnte das Ganze auch über die Krankenversicherungen regeln und so die Solidarität zwischen Jung und Alt weiter ausbauen. Dafür müssten die Krankenkassenprämien deutlich erhöht werden, obwohl die Prämienbelastung schon heute an Grenzen stösst. Immer mehr Haushalte beziehen darum Prämienverbilligungen. Weil so die Ausgaben für diese Bedarfsleistung ebenfalls steigen, wird in vielen Kantonen auch hier gekürzt und gespart.

Wir brauchen darum neue Quellen zur Finanzierung der Betreuung und Pflege im Alter. Statt die nachfolgenden Generationen mit Mehrausgaben zu belasten oder noch mehr Eigenverantwortung im Gesundheitswesen einzufordern, soll die Solidarität zwischen den älteren Menschen der gleichen Generation verstärkt werden. Am besten geht das mit einer zweckbestimmten nationalen Erbschaftssteuer. ◆

FOTO: WWW.PARLAMENT.CH

Die Tierschützerin

Die grüne Nationalrätin Meret Schneider setzt sich in einem unermüdlichen Einsatz für mehr Tier- und Umweltschutz ein

Stephanie Weiss

Meret Schneider öffnet die Eingangstür zum Coworking Space am Zürcher Sihlquai. Hier geht die frisch gewählte Nationalrätin (GP) ihrer Arbeit als Co-Geschäftsleiterin bei *Sentience Politics* nach. Die zierliche 27-Jährige schenkt sich Tee ein und berichtet davon, wie sie bereits als Teenager zur Politik kam. »Ich habe mich bereits in der Schule für den Tier- und Klimaschutz engagiert.« Als Primarschülerin sei sie auf einen Baum geklettert, um dessen Fällung zu verhindern. Im Gymnasium erkannte ein Deutschlehrer ihren Willen, förderte sie und gab ihr viele Bücher zum Lesen. Die Schriften des Philosophen Theodor W. Adorno faszinierten sie, lieferten ihr aber gleichzeitig ein Negativbeispiel. »Mir wurde bewusst, dass ich so nicht werden will und entschied mich gegen das geplante Philosophiestudium.« Vielmehr wollte sie sich für den Klimaschutz einsetzen. Deshalb fiel ihre Wahl auf Umwelt- und Sprachwissenschaften sowie Publizistik. 2014 wurde sie in den Gemeinderat in Uster und fünf Jahre später in den Zürcher Kantonsrat gewählt. In einem SRF-Dokumentarfilm konnte man 2018 der Ustermerin zuschauen, wie sie abends intakte Lebensmittel aus Abfallcontainern fischte und daraus ein Abendessen kochte oder sie verteilte. Dass sich die überzeugte Veganerin mit dem sogenannten Containern in einer gesetzlichen Grauzone bewegt, ist ihr bewusst. »Ich war schon immer ein radikaler Mensch mit der Haltung: entweder ganz oder gar nicht. Meine Haltung ist moderat angesichts der Zustände, die herrschen. Klar rede ich nicht um den heissen Brei herum. Die diplomatische Art ist nicht meine Stärke.« Als Nationalrätin sei sie geschliffener und merke, dass sie mehr Kompromisse eingehen müsse. »Hier passe ich mich mit der Argumentation an, damit ich meine Anliegen durchbringe. Ich merke schon, wenn ich mich etwas mässigen muss.« Als Nationalrätin hat sie bereits einen Vorstoss im Pelzbereich eingereicht, ein weiterer soll in der nächsten Session folgen zu mehr Kontrollen in Schlachtbetrieben. Die erste Session habe sie genossen, auch wenn es sehr intensiv gewesen sei. »Man hat ständig Sitzungen und Treffen, die meisten davon ausserhalb der Ratssitzungen. Ich mag es, wenn es zackig läuft.«

Absurder Foodwaste

Doch was möchte sie als Nationalrätin konkret erreichen? »Mir geht es grundsätzlich darum, möglichst viel Leid zu verhindern.« Als Beispiel führt Schneider die Nutztierhaltung an. »Hier gibt es drei Bereiche, wo ich mich einsetzen kann, angefangen bei der Nutztierhaltung selber. Des Weiteren könnte man mit einer Reduktion des Fleischkonsums einen riesigen Effekt für den Klimaschutz bewirken. Es ist absurd, dass dieses Thema nicht angegangen wird. Der dritte Grund ist, dass sich kaum jemand dafür einsetzt.« Schneider erwartet ein spannendes Jahr, in dem einige ihrer Anliegen auf der politischen Agenda stehen. So etwa die Massentierhaltungsinitiative, welche sie mit initiiert hat und die voraussichtlich im nächsten Jahr vors Volk kommt. Als nächstes steht die Agrarpolitik ab 2022 (AP22+) an. »Die Vernehmlassung kommt Mitte Februar, das wird spannend. Agrarpolitisch ist mega viel am Laufen, sowohl in eine gute als auch in eine weniger gute Richtung.« Als Nationalrätin setze sie sich auch für einen nachhaltigen Finanzplatz ein. »Mein erstes Postulat zu Sustainable Finance habe ich in der Wintersession eingereicht.« Ein Herzensanliegen ist für die ehemalige Parteisekretärin der GSOA die Friedenspolitik, ebenso der Alpenraum sowie Foodwaste. Zum Containern komme sie kaum noch. »Nach den Festtagen habe ich es gemacht, weil da ganze Fondue Chinoise Sets weggeworfen wurden. Fleisch zu produzieren ist schon dumm, aber Fleisch wegzuwerfen ist noch drei Schritte dümmer.« Doch, manchmal sei sie einer Verzweiflung nahe. »Ich weiss aber, dass ich alles mache, was im Rahmen meiner Möglichkeiten liegt. Mehr kann ich nicht.« Wie die Zukunft aussehen wird, kann Meret Schneider heute noch nicht sagen. »Im Moment bin ich Nationalrätin, was mir entspricht, denn damit kann ich etwas bewirken. Nach vier Jahren überlege ich, ob sich dieses Engagement weiter lohnt, oder ob ich woanders mehr bewegen kann.« Nicht das politische Engagement ist ihre Triebfeder, sondern das Erreichen der persönlich gesetzten Ziele. Die Zeiten könnten für sie nicht besser sein, denn noch nie genossen der Klimawandel und seine Folgen eine so hohe Aufmerksamkeit wie heute. »Seltsamerweise schlägt sich dies nicht im Verhalten nieder. Der Konsum tierischer Produkte und die Fliegerei sind nicht zurückgegangen.«

> »Ich war schon immer ein radikaler Mensch, mit der Haltung: entweder ganz oder gar nicht
>
> **Meret Schneider**

»Jetzt wäre Mut gefragt«

Der Theologe Michael Seewald über folgenreiche Fehlentscheidungen, korrigierte Glaubenslehren und Fundamentalismus in der Kirche

FOTO: KNA

Unfehlbar? Papst Pius XII. verkündet 1950 das Dogma der leibhaftigen Aufnahme Mariens in den Himmel

Von Hartmut Meesmann

aufbruch: *Michael Seewald, viele Katholikinnen und Katholiken beklagen einen riesigen Reformstau in ihrer Kirche. Was ist aus Ihrer Sicht heute besonders dringlich?*

Michael Seewald: Die Kirche muss aufpassen, dass sie nicht dauerhaft die Anforderungen unterbietet, die heute an eine gute und gerechte Gemeinschaft gestellt werden. Wenn die Kirche zum Beispiel offiziell lehrt, Frauen und Männer hätten zwar die gleiche Würde, aber nicht die gleichen Rechte, ist das für die meisten Katholik*innen nicht mehr akzeptabel. Es widerspricht den sozialen Standards, die wir alltäglich praktizieren und einfordern. Zu sagen, dass in der Kirche alles anders sein müsse, weil ihre Ordnung von Gott stamme, ist ein schwaches Argument. Warum sollten sich, scholastisch gesagt, Natur- und Erlösungsordnung derart widersprechen, dass die Gleichberechtigung von Frauen im weltlichen Bereich gut, im kirchlichen Bereich aber unmöglich sein soll? Ein zweiter Punkt: Die Kirche braucht eine Beziehungsethik, nicht nur eine Sexualmoral. Die Ehe hat als Sakrament besondere Bedeutung. Es gibt aber Gestalten des Zusammenlebens, die nicht die Form der Ehe annehmen – sei es, weil die Partner es nicht wollen, sei es, weil die Kirche ihnen die Eheschliessung verwehrt. Bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ist das zum Beispiel der Fall. Auch in solchen Verbindungen kann viel von dem gelebt werden, was die Kirche hochschätzt. Das sollte sie würdigen.

Begründet wird die Position zu Geschlechterrollen und zur Homosexualität oft mit der Natur. Daraus könne man ableiten, was natürlich und gottgewollt ist.

Seewald: Die katholische Theologie kann auf den Naturbegriff nicht ganz verzichten. Aber man muss sich bewusst sein, dass uns die Natur immer nur in kultureller und sozial geprägter Form zugänglich ist, also immer viel an Kultur in dem steckt, was wir als Natur wahrnehmen.

Sie plädieren für Reformen, sind aber zugleich skeptisch, dass es zu den gewünschten Veränderungen in der Kirche kommt. Warum?

Seewald: Die derzeitige Reformdebatte bewegt sich in einem theologisch kleinkarierten Rahmen. Das gilt auch für den Streit um den Synodalen Weg. Die Römische Kurie versucht, diesen Weg nach Spielregeln zu gestalten, die Teil des Problems sind, nicht Teil der Lösung. Stattdessen wäre Mut gefragt. Es reicht nicht mehr, dogmatische Placebos zu verteilen, die jahrzehntelang das amtskirchliche Heilmittel der Wahl waren. Wenn die Mehrheit der deutschen Bischöfe sich wieder von einer lauten kleinen Minderheit in ihren Reihen einschüchtern lässt, endet dieser Weg im Desaster. Dass es so kommt ist gut möglich.

Ihr Anliegen ist es, dass die Kirche die zentralen Errungenschaften der Aufklärung anerkennt, zum Beispiel Selbstbestimmung und Gewissensfreiheit. Aber Papst und Bischöfe erheben immer noch den Anspruch, den Gläubigen vorzuschreiben, was sie wie zu glauben haben und was nicht.

Seewald: Das gelingt ja immer weniger. In einer freien Gesellschaft bleibt der Kirche nichts anderes übrig, als mit Demut und guten Argumenten für ihren Glauben zu werben. Das wird ihr nicht gelingen, wenn sie auf dauernden Kollisionskurs mit dem Selbstverständnis der meisten Zeitgenossen geht. Natürlich sollte sie sich auch nicht dem anbiedern, was oft verächtlich »Zeitgeist« genannt wird. Aber Christen müssen prüfen, welche Entwicklungen sie sich so aneignen, dass das Evangelium zeitgenössische Glaubwürdigkeit erlangt. Ein Kardinal, der zugleich ein grosser Theologe ist, hat mir geschrieben: Nachdem die Kirche den biblischen Fundamentalismus überwunden hat, muss sie nun den lehr-

amtlichen Fundamentalismus hinter sich lassen. Das finde ich sehr weise. Lehramtliche Texte sind in bestimmten Situationen entstanden, sie kommentieren sich gegenseitig und widersprechen sich nicht selten. Warum sollten wir diese lebendige Geschichte nicht fortschreiben können? Ich habe den Eindruck, dass es bei der Verteidigung mancher lehramtsfundamentalistischer Position nicht um Theologie, sondern um den Willen zur Macht geht.

Was müssten die Kirchenoberen lernen?
Seewald: Nicht nur die Oberen, sondern wir alle müssen die Erkenntnis verarbeiten, dass die Kirche als ständisch organisierte Amtsoligarchie keine Zukunft hat. Die grosse Tragik besteht darin, dass wir in den vergangenen sechzig Jahren starke Veränderungen in der Theologie und der gläubigen Praxis erlebt haben, die lehrrechtliche Architektur der Kirche mit ihrer Autoritätsfixierung jedoch unveränderlich blieb.

Papst Johannes Paul II. hat den Autoritätsanspruch ja noch verschärft …
Seewald: Bis 1992 war klar, dass auch der Papst in dem, was er dogmatisch lehrt, an die Offenbarung gebunden ist. Der Katechismus der katholischen Kirche aus dem Jahr 1992 löst diese Verbindung und gibt dem Lehramt die Möglichkeit, auch das als Dogma zu definieren, was gar nicht geoffenbart ist, sondern von dem behauptet wird, dass es mit der Offenbarung irgendwie zusammenhänge. Das ist ein grosser Zuwachs an Autorität. Das Lehramt wird zum Produzenten des Glaubens, statt dessen Zeuge zu sein.

FOTO: PRIVAT

Michael Seewald ist katholischer Priester und jüngster Theologieprofessor im deutschsprachigen Raum. Der Theologe lehrt Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Münster. Zuletzt erschienen seine Bücher »Dogma im Wandel« und »Reform – Dieselbe Kirche anders denken«, beide im Verlag Herder.

In Ihrem Buch »Dogma im Wandel« belegen Sie, dass sich die Lehre der Kirche radikal ändern kann. Wie kann das sein, wenn es doch angeblich um ewige Wahrheiten geht?
Seewald: Es gibt mindestens drei Strategien, wie die Kirche mit Veränderungen in ihrer Lehre umgeht. Die erste ist die ausdrückliche Selbstkorrektur. Papst Pius XII. hat etwa Form und Materie des Weihesakraments verändert. Das klingt unspektakulär, kam aber einer sakramententheologischen Revolution gleich. Die zweite Strategie ist das Vergessen. Man entledigt sich einer Lehre, die sich als falsch herausgestellt hat, indem man sie in Vergessenheit geraten lässt. Das ist zum Beispiel beim Monogenismus der Fall, also bei der Lehre, dass alle Menschen biologisch von Adam und Eva abstammen. Die dritte Weise der Lehrentwicklung nenne ich Innovationsverschleierung. Man lehrt etwas Neues, gesteht diese Korrektur aber nicht ein, sondern tut so, als habe man das, was man seit Neuestem lehrt, schon immer gelehrt. Denken Sie etwa an die aktuelle Position der Kirche zur Religions- und Gewissensfreiheit. Diese Position hat sie erst auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil gefunden, erweckt heute aber den Eindruck, als könne es ohne die Kirche keine Demokratie und keine Freiheit geben.

Wann kommt es zu einer Korrektur von Glaubenslehren?
Seewald: Wenn die Kirche feststellt, dass es Entwicklungen gibt, die ausserhalb ihrer selbst stattgefunden haben, muss sie sich fragen: Ist das, was da gewachsen ist, evangeliumsgemässer als das, was bisher gelehrt wurde? Das Konzil hat sich diese Frage gestellt. So kam es etwa bei der Religions- und Gewissensfreiheit, mit Böckenförde gesprochen, zu einer kopernikanischen Wende. Zumindest nach aussen. Nach innen nimmt die Kirche es mit der Gewissensfreiheit bis heute nicht so genau.

Worauf können Sie als Theologe setzen, wenn Sie Veränderungen einklagen?
Seewald: Argumente haben in der Theologiegeschichte zu der ein oder anderen Reform geführt. Manchmal war aber auch der soziale und politische Druck auf die Kirche so gross, dass man nachgeben musste.

Grossen Druck gibt es aktuell bei der Forderung nach der Ordination von Frauen. Wackelt das Verbot?
Seewald: Nein, das Verbot wackelt nicht. Die Lehrentscheidung von Johannes Paul II. ist aber mit Problemen behaftet, über die weiterhin diskutiert werden wird. Die Entscheidung gibt vordergründig vor, nur zu bewahren, was schon immer galt. Hintergründig verdankt sie sich jedoch einer lehrrechtlichen Architektur, die noch keine dreissig Jahre alt ist, nämlich der Ausdehnung des päpstlichen Unfehlbarkeitsanspruchs auf den Bereich des nicht Geoffenbarten. Das ist eine Entwicklung, die weder im Einklang mit dem Ersten noch mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil steht. Ich bin überzeugt, dass Johannes Paul II. mit dieser Konstruktion, die nur errichtet wurde, um die Frauenordination auszuschliessen, der Kirche Schaden zugefügt hat.

Die »Amazonas-Synode« hat sich dafür ausgesprochen, dass im dünn besiedelten Amazonien auch verheiratete Männer zu Priestern geweiht werden können. Ist das ein erster Schritt zur Abschaffung des Pflichtzölibats?
Seewald: Das lässt sich nicht vorhersagen. Eine Bischofssynode kann nichts Rechtsverbindliches beschliessen. Sie kann nur Empfehlungen erarbeiten, die dem Papst vorgelegt werden und mit denen er oder seine Mitarbeiter tun, was ihnen richtig erscheint. Wir müssen also abwarten, bis ein nachsynodales Schreiben vorliegt.

Laut Insidern soll es die Strategie von Papst Franziskus sein, strukturelle Reformen von der Peripherie her anzustossen und so auf eine langfristige Veränderung auch in anderen Teilen der Weltkirche zu setzen. Wäre das ein gangbarer Weg?
Seewald: Wenn in einem Gebiet Möglichkeiten eröffnet werden, die auch in anderen Teilen der Weltkirche von vielen ersehnt werden, könnte ein Domino-Effekt entstehen. Wie weit dieser Effekt reicht oder ob er bewusst von amtlicher Seite gestoppt wird, muss man sehen. Ich wage keine Prognose.

Wie zu hören war, wollte Rom die Veröffentlichung Ihres Buches »Dogma im Wandel« verhindern?
Seewald: Das Grundgesetz, an das sich sogar die katholische Kirche in Deutschland halten muss, garantiert Professoren an staatlichen Universitäten die Freiheit der Forschung und der Lehre. Deshalb kann man mir nicht wirksam verbieten, ein Buch zu veröffentlichen. ◆

Milch & Honig

PFUSCHI-CARTOON

… schicken wir eimerweise an Mohammad Abdulkarim Alissa. Der Generalsekretär der Islamischen Weltliga macht sich dafür stark, dass das Management der Moschee im Genfer Vorort Petit-Sacconex an Schweizer Muslime übergeht. Der frühere saudische Justizminister hatte gegenüber dem Blatt *Matin Dimanche* erklärt, es sei Zeit, die Genfer Moschee einem schweizerischen Verwaltungsrat mit einem gewählten Präsidenten anzuvertrauen. Sehr gut! Die Verwaltung und die Finanzierung der Moschee sollten nicht länger von der Islamischen Kulturstiftung besorgt werden. Dieses Modell soll weltweit gelten. Dieser Schritt auch sei aus Sicherheitsgründen nötig. 2017 wurden vier Genfer Moschee-Mitarbeiter, die auf Frankreichs Gefährder-Liste stehen, entlassen. Ein Schritt in die richtige Richtung.

Frösche & Heuschrecken

PFUSCHI-CARTOON

… spedieren wir scharenweise an Generalvikar Markus Walser ins Erzbistum Vaduz. Um eine Stellungnahme gebeten zur zerrissenen kirchlichen Lage in Liechtenstein – wir hatten in Nr. 241 berichtet – reagierte Walser zugeknöpft. Die Nummer zwei an der Seite von Erzbischof Wolfgang Haas beschied nur, dass das Erzbistum keine Fragen von ausländischen Medien beantworte. Eine Gesprächsverweigerung, die Bände spricht! Damit bestätigt Walser indirekt, dass der Graben zwischen der Gruppe um den Erzbischof und den anderen Katholiken im Ländle abgrundtief ist. Kein Wunder, ist die grösste Gruppe inzwischen die, die sich nicht mehr für kirchliche Belange interessiert. Da hilft nur eins: abberufen oder das erzbistümliche Konstrukt zügig auflösen.

FOTO: JUERGENPM AUF PIXABAY

Mit einer Mahnwache in Stille gegen die Umweltverschmutzung protestieren

Stiller Protest

Greta Thunberg predigt es fast tagtäglich und wiederholte es kürzlich am *World Economic Forum, WEF* in Davos: die Welt steht in Flammen. Doch es ändert sich herzlich wenig – der CO_2-Gehlt in der Atmosphäre steigt und steigt. Religionen und Kulturen der ganzen Erde wehren sich gegen die Zerstörung des Planeten. Weil sie der rücksichtslosen Vernichtung der Schöpfung, der Natur und unserer Lebensgrundlage nicht mehr tatenlos zusehen wollen, rufen sie auf zum spirituellen Protest. In Bern findet jeden ersten Freitag im Monat um 17.00 Uhr eine Mahnwache vor dem Haus der Religionen statt. Anschliessend folgen 15 Minuten Input, Gebet oder Ritual bei einer Religionsgemeinschaft im im Haus der Religionen. 7. Februar, 6. März, 3. April 2020.

www.haus-der-religionen.ch

FOTO: JUDITH SCHARNOWSKI AUF PIXABAY

Yesh! Der Titel des jüdischen Filmfestivals bedeutet auf Hebräisch »toll!« oder »geschafft!«

Jüdische Filmtage

Im März 2020 finden in den Zürcher Kinosälen *Houdini, Riffraff* und *Arthouse Uto/Le Paris* die Yesh! Filmtage statt. Während acht Tagen werden aktuelle Filme präsentiert, welche die facettenreiche Kultur, Geschichte und Religion des Judentums aufzeigen. Yesh! ist das einzige Filmfestival der Schweiz mit jüdischem Fokus. Die Mehrheit der über 30 Filme werden dem Schweizer Publikum als Premiere vorgeführt. Um einen vertieften Einblick in das internationale und israelische Filmschaffen zu ermöglichen, gibt es im Anschluss an einzelne Vorführungen Podiumsgespräche mit Regisseuren oder Schauspielern. In Kooperation mit der *Fachstelle Schule & Kultur* der *Bildungsdirektion des Kantons Zürich* steht für die Yesh! Filmtage 2020 ein spezielles Programm für Schulen bereit, das den Zweck anstrebt, aufzuklären und Jugendliche und Kinder für Themen aus der jüdischen Welt zu sensibilisieren. Das vom Filmclub *Seret* und der *Evi und Sigi Feigel Loge* organisierte Festival verfolgt das Ziel, ein breites Publikum zu erreichen – auch ausserhalb der jüdischen Gemeinde. Yesh! findet vom 12–19. März in den Kinos *Houdini, Riffraff* und *Arthouse Uto/Le Paris* in Zürich statt.

www.yesh.ch

BILD: TRUTHSEEKER08 AUF PIXABAY

Krieg oder Friede? Religionen spielen oft eine ambivalente Rolle

Religionen – Konfliktursache oder Friedenspotenzial?

Religionen spielen oft eine ambivalente Rolle, weil sie Gewalt anheizen, aber auch eine Grundlage für den Frieden legen können. Zu diesem Thema führt die *Mission 21* in Basel eine Tagung für interreligiöse Friedensarbeit durch. In einer Reihe von Referaten und praxisorientierten Workshops untersuchen Expertinnen und Experten die Ursachen der Gewalt sowie Ansätze für deren Überwindung. Sind bestimmte Religionen besonders gewaltanfällig oder friedfertig? Welche anderen (Macht-)Interessen spielen in vermeintlich religiösen Konflikten allenfalls auch mit? Welche Konfliktlösungsstrategien lassen sich in den religiösen Traditionen entdecken? Wie verhält es sich mit der Machtfrage in Institutionen, die sich als religiös verstehen? Und wie können wir mit (religiöser) Gewalt in den sozialen Medien umgehen und zu mehr Frieden beitragen?
16. März 2020, 8.30–17.00 Uhr, Mission 21, Missionsstrasse 21, 4055 Basel

Stephanie Weiss

BILD: IMMAT VERLAG

Christina Caprez
Die illegale Pfarrerin
Das Leben von Greti Caprez-Roffler, Limmat Verlag 2019, 392 Seiten, Fr. 44.–

Pfarrerin, Mutter & Frau

Wer zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Frau zur Welt kam, hatte kaum Aussicht auf Gleichberechtigung. Der Platz der Frau war im Haus und damit Schluss. Ganz anders verlief das Leben der Pfarrerstochter Greti Caprez-Roffler, welche schon als Kind durch ihr aufgewecktes Wesen auffiel. Der strenge Vater erkannte die Intelligenz seiner Tochter, förderte sie früh und motivierte sie, Theologie zu studieren. Die etwas aufmüpfige junge Frau folgte diesem Rat, rang aber oft mit sich, insbesondere als sie vor die Frage »Familie oder Beruf?« gestellt wurde. Denn für Frauen war es damals nicht möglich, als Pfarrerin zu arbeiten, schon gar nicht als verheiratete. Christina Caprez erzählt die bewegte Geschichte ihrer Grossmutter, welche 1931 im abgelegenen Dorf Furna zur Pfarrerin gewählt wurde. Damit setzte sich das Prättigauer Bergbauerndorf über das damals geltende Recht hinweg. Das Buch »Die illegale Pfarrerin« beschreibt nicht nur eine aussergewöhnliche Emanzipationsgeschichte, sondern zeigt in einem Sittengemälde die Rolle der Schweizer Frau vor, während und nach dem Krieg auf. Die Lebensgeschichte dieser mutigen Pfarrerin, die es wagte, im Winter in Skihosen rumzulaufen und offen über das Thema Sexualität zu sprechen, beeindruckt. Ebenso ihr unermüdlicher Kampf gegen all die Widerstände, die sich ihr als Pionierin in den Weg stellten. Die Autorin greift auf einen reichen Schatz an Zeitdokumenten, Tagebucheinträgen, Briefen und Fotos zurück und lässt Menschen, welche die umtriebige Frau Pfarrer gekannt hatten, sprechen. Dabei entsteht ein Bild, das nicht nur die Heldin Caprez-Roffler darstellt, sondern die vielen Facetten dieser willensstarken und doch verletzlichen Frau aufzeigt.

Stephanie Weiss

PFLUSCHI-CARTOON

➤ **Sofagespräch – Starke Frauen.** Christina Caprez erzählt über ihre Grossmutter, die 1931 im Bündner Bergdorf Furna als erste Pfarrerin der Schweiz gewählt wurde und liest aus ihrem Buch »Die Illegale Pfarrerin« (siehe Rezension auf dieser Seite). 20. Februar um 18.00 im Haus der Religionen, Bern. www.haus-der-religionen.ch

➤ **Nach seinem Bilde.** In thematischen Führungen im Kunsthaus Zürich werden die Bedeutungsschichten ausgewählter Werke im Dialog zwischen theologischer und kunsthistorischer Perspektive ergründet. Eine Veranstaltungsreihe des Kunsthaus Zürich und der Zürcher Kirchen. Am 8. März stehen die Bilder von Domenichino »Landschaft mit Taufe Christi« um 1603 und Alberto Giacometti »Chase Manhatten Plaza«, 1960, im Fokus. Kunsthaus Zürich. www.kunsthaus.ch

➤ **Heiter humpeln für die Welt unserer Enkel.** Politisches Abendgespräch mit Fulbert Steffensky, geb. 1933, bis 1998 Professor für Religionspädagogik in Hamburg. Der Publizist lebt in Luzern. 13. März um 18.30 im aki, Kath. Hochschulgemeinde, am Hirschengraben 86 in Zürich. www.aki-zh.ch

➤ **Stadtrundgang »FAIRführung«.** Unser Konsumverhalten hat Einfluss auf die Löhne und Lebensbedingungen von Menschen in Entwicklungsländern. Im alternativen Stadtrundgang durch die Altstadt von Luzern erfahren die Teilnehmenden, wo sie nachhaltig und fair produzierte Ware einkaufen können. 24. März, 18.30 Uhr beim Fritschibrunnen, Luzern. Weitere Termine: www.comundo.org

➤ **Herbert Haag Preisverleihung 2020.** Der Herbert Haag Preis 2020 stellt die konstruktive Auseinandersetzung mit sexueller Vielfalt ins Zentrum. Den Preis erhalten Menschen, die sich allen Widrigkeiten zum Trotz zu ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung bekennen. Die Preisverleihung findet am 29. März um 15.30 Uhr im Hotel Schweizerhof in Luzern statt.

➤ **Der Schöpfer hat sich nicht geirrt.** Der Dialog zur Herbert-Haag-Preisverleihung für Freiheit in der Kirche mit Hedwig Porsch, Ondrey Prostredník, Pierre Stutz & Thomas Pöschl. 30. März um 14.00 im Romero-Haus, Luzern.

➤ **Fluchtort Schweiz** Ein Dialog zu Erfahrungen aus der Asylseelsorge mit Belkis Osman-Besler und Thomas Staubli am 27. April ab 18.30 im Hostel 77, Morillonstr. 77 (ehem. Zieglerspital), Bern.

Wer austritt, ändert nichts

Kommentar zum Blog zur Pfarreiinitiative

Ich bin ein kritischer Katholik und Präsident der Kirchenpflege Männedorf-Uetikon. Schon oft wurde ich gefragt, warum ich mit meiner kritischen Meinung nicht austrete. Die Antwort ist sehr einfach: Wer austritt, ändert nichts in der Kirche. Wenn der Klerus nicht mitmacht, dann eben ohne Klerus. Auch der Klerus hat bei den Anstellungen Eignungsmerkmale zu erfüllen und wenn nicht – keine Anstellung. An der Amazonas-Konferenz wurden die Frauen wieder aussen vor gelassen. Der Papst hätte nur mit dem kleinen Finger winken müssen und er hätte ein wichtiges Zeichen gesetzt. Er denkt an die Viri probati und ist noch immer in der Männergesellschaft des Klerus verwurzelt. Und wenn Sie immer noch an Änderungen glauben, dann lesen Sie das Buch »Sodom«, das die Verhältnisse in Rom beschreibt. Rückmeldungen zu diesem Buch sind: Wenn nur zehn Prozent dieses Buches stimmen, ist es sehr schlimm. Das eigentlich Schlimme ist, dass es praktisch hundert Prozent sind. Franziskus hat auf die Frage eines Journalisten, ob er diese Tatsachen gelesen habe, geantwortet, er hätte diese schon vorher gekannt. Und was wird er nun machen? Mit den Viri probati Händchen halten? Veränderung – wenn nicht mit, dann ohne Klerus.

Rolf Eberli, Männedorf-Uetikon

Die Tagsatzung ändern

Kommentar zum Blog zur Pfarreiinitiative

Sehr geehrter Bruder Ludin, ich verstehe Ihre Wut und Ihren Zorn gegenüber den Verantwortlichen der Römisch-katholischen Kirche, sei es in Rom oder bei uns in den Diözesen der Schweiz. Dennoch: Ich sehe den vernünftigen Weg allein im Dialog und nicht in einer Revolution oder gar in einem Austritt aus der Kirche. Jetzt sind Gelassenheit und Weisheit gefragt. Mein Vorschlag: Die von Ihnen zitierte Tagsatzung soll sich doch neu konstituieren mit neuen Persönlichkeiten. Es macht keinen Sinn, immer die gleichen Personen in allen katholischen Gremien der Schweiz anzutreffen. Die Tagsatzung könnte eine Synode 20 – analog der Synode 72 – für Laien organisieren und einberufen. Diese Synode 20 würde ein Dokument ausarbeiten, welches zur Vernehmlassung in den verschiedenen Pastoralräumen der Römisch-katholischen Kirche zirkulieren würde. Dieses Dokument würde dann an die Bischofskonferenz der Schweiz übergeben. Selbstverständlich müsste die Synode 20 Kontakte nicht nur zur Pastoral, sondern auch zu den theologischen Fakultäten aufbauen. Die Synode 20 müsste ein sehr gutes Kommunikationskonzept entwickeln und systematisch an die Öffentlichkeit treten oder ein wenig provozierender ausgedrückt: auf die Strasse gehen.

Martin Oberholzer-Riss, Basel

Religionsfreiheit

Kommentar zum Blog zur Pfarreiinitiative

In der Schweiz und in Deutschland herrscht Gott sei dank Religionsfreiheit. Wer sich in der katholischen Kirche nicht mehr wohl fühlt, kann doch austreten und seine eigene Kirche gründen. Aber er soll bitte mir meine katholische Kirche unverfälscht lassen, wie ich sie weiterhin haben möchte. Meine Familie und ich haben auch ein Recht auf Religionsfreiheit.

Eduard Werner

Mulieres probatae

Kommentar zum Blog zur Pfarreiinitiative

Ja, mulieres probatae und erst recht Klosterfrauen – welche je eine Weihung erhalten haben – sollen vorgehen können in der Eucharistie. Die Bindung der Sakramentenspende an den geweihten Priester kann ohne weiteres gelockert werden. Wenn auch Frauen offiziell Gott vertreten können (salopp gesagt), hat dies einen starken Symbolgehalt mit Ausstrahlung über die Christenheit, andere Religionen und Atheisten hinaus. Synode 20 finde ich ein erreichbares Ziel!

Agatha Gachnang-Dekker

Inserat

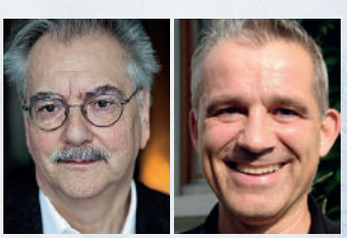
aufbruch-PODIUM

Von der KUNST, den KAPITALISMUS zu verändern

Megakonzerne, Grossbanken und Grossinvestoren erobern Innenstädte, Pflegeheime, Ackerland und unsere Daten. Für hohe Renditen werden Rohstoffe ausgebeutet, Regenwälder abgeholzt und die Meere vermüllt. Der rasende Kapitalismus bedroht Mensch, Demokratie, Natur und Klima. Wirtschaft und Konsum müssen grundlegend anders werden. **Wolfgang Kessler** und **Beat Jans** geben Impulse.

Vortrag und anschliessende Podiumsdiskussion mit

Wolfgang Kessler, Wirtschaftspublizist und ehemaliger Chefredaktor von Publik-Forum, und
Beat Jans, SP-Nationalrat und Autor des SP-Wirtschaftspapiers



5. März 2020, 19.00 Uhr, Unternehmen Mitte, Safe-Raum, Gerbergasse 30, 4001 Basel
Eintritt frei: Kollekte

Leserinitiative **Publik-Forum**

Die Leserinitiative des aufbruch-Kooperationspartners Publik-Forum unterstützt die Podiumsveranstaltung

Aus unserem Blog

Reformen ohne die Bischöfe?

Sie ist alarmierend: Die Ankündigung, dass die Pfarrei-Initiative sich wohl auflösen wird. Ebenso ein Alarmzeichen war der Kirchenaustritt von einem halben Dutzend sehr engagierter Kirchenfrauen. Für beides habe ich Verständnis, auch wenn aufgeben und austreten nicht meine Sache ist. Ich werde weiterhin – publizistisch und im Rahmen der *tagsatzung.ch* – mich weiterhin für Kirchenreformen einsetzen, wenn möglich auch in Form eines synodalen Vorgangs. Und als Mitglied eines franziskanischen Ordens bin ich in einer Art Teilkirche, die mir nach wie vor Heimat gibt. Dennoch: Ich verstehe den Ruf nach »Selbstermächtigung« der kirchlichen Basis. Vor einigen Jahren habe ich darauf hingewiesen, dass die Bischöfe nicht mehr lange Zeit haben, den Reformprozess mitzugestalten. Bald könnte das beginnen, was Leo Karrer schon vor über einem Jahrzehnt »Selbsthilfe« genannt hat. Das neueste Kommuniqué der Pfarrei-Initiative schlägt Beispiele dafür vor. Auf den ersten Blick wirken sie vielleicht revolutionär, sind es aber kaum. Schauen wir sie kurz an:

Gemeindeleiterinnen und -Leiter beginnen, Abendmahl zu feiern. Dies widerspricht zwar der festgefügten Ämterlehre, nimmt aber letztlich bloss eine urkirchliche Praxis auf. Damals sind ja in den Hauskirchen die Familienväter (und -Mütter!) dem Brotbrechen vorgestanden. In den Pfarreien werden gleichgeschlechtliche Partnerschaften gesegnet. Nur wer die (hebräische) Bibel fundamentalistisch auslegt kann dagegen sein. Ein kleiner Exkurs: In einem Pfarreiblatt wird in einem Leserbrief moniert, kein Jota von den biblischen Gesetzen abzuändern und somit das Verbot gleichgeschlechtlicher Beziehungen zu befolgen. Der Schreiber wird kaum auf Schweinefleisch verzichten oder – solange es ihn noch gab – auf Zins von den Banken; obwohl beides ebenso streng im Alten Testament verboten ist. Und schliesslich der Vorschlag, dass es überkonfessionelle Abendmahlfeiern geben soll. Vor genau 40 Jahren habe ich anlässlich einer Trauung eine solche Feier mitgestaltet. Die Welt ging nicht unter. Und das Paar ist immer noch beisammen …

Walter Ludin

SCHLUSSBLÜTE

»Nicht das Viel-Wissen sättigt die Seele,
sondern das Verkosten der Dinge von innen..

Ignatius von Loyola (1491–1556)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:
Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Therwil:* Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich), Gian Rudin (Zürich), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Luzern); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97 204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **17. März 2020**

Abonnementspreise:
Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.– ; Förderabo € 97.– ; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79 576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:
aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 11. März 2020, sie erscheint am 1. April 2020

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- ❑ Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- ❑ Ich abonniere aufbruch:
  - ❑ Jahresabo Fr. 96.–
  - ❑ Förderabo Fr. 116.–
  - ❑ 2-Jahresabo normal Fr. 176.–
  - ❑ 2-Jahresabo Förder Fr. 216.–
- ❑ Ich abonniere das Kombi-Abo von aufbruch und Publik-Forum: Jahresabonnement Fr. 172.– (Studierende Fr. 120.–)

Absender:

Senden an: aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr, E-Mail: abo@aufbruch.ch

AZB PP/Journal CH-6318 Walchwil
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil

ILLUSTRATION: CARTOOCHE